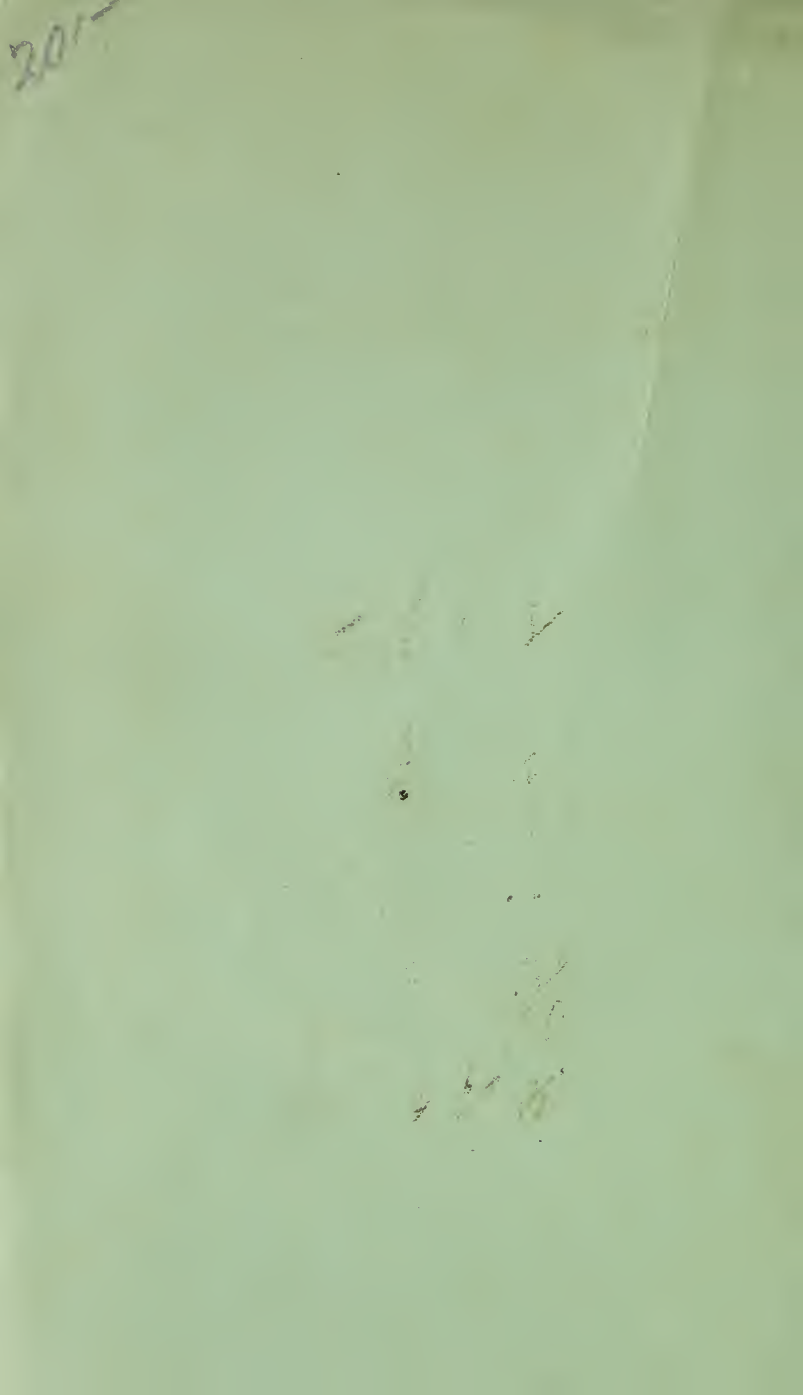

Ernst von Rügen.
That there has been deposited in the Treasury of the
United States
One Silver Dollar
Payable to bearer on demand
Washington D.C.
B58773904
Verlag von Hugo Steinitz S.W. Berlin
1892.



Dollariaden.



Geschichten aus dem Dollarlande

von

Ernst Rügen.



Berlin.
Verlag Hugo Steinitz.



Die Herzogskrone.

Mrs. Stevens hatte nunmehr den Wittwenschleier, der ihren zarten Teint so vortheilhaft zur Geltung brachte, zum dritten Male angelegt, und jedes Mal hatte sie den guten Geschmack besessen, einen reich begüterten Gatten zu beweinen, und wenn man der schwärmerischen Männerwelt Amerikas Glauben schenken durfte, so war dem dahingeschwundenen Lenze von Mrs. Stevens als höchstes Lob nachzurühmen, daß er die winterlichen Lebensabende der heimgegangenen Eheherren Eins, Zwei und Drei überdauert hatte. Deshalb streckten sich auch Hunderte von Händen begehrend aus nach ihren welken Reizen und blühenden Besitzthümern, aber die ganze Unzahl von Freiern, welche aus sämmtlichen Staaten und Territorien herbeigeeilt kam, wurde doch schnöde abgewiesen. Weshalb? Das Herz des Weibes

ist ein Räthsel, dasjenige der Amerikanerin vollends ein Preisräthsel. So weit das Sternenbanner reichte, konnte Mrs. Stevens nicht werden, wonach sich ihr Herz in unstillbarer Sehnsucht verzehrte, und deshalb trat jetzt ein Herr von geschäftsmännischem Aeußeren in den mit verschwenderischer Pracht eingerichteten Salon.

„Endlich kommen Sie, Mr. Busy!" rief die Universalerbin dreier Millionäre und machte eine halbe Anstrengung, um sich von ihrem bequemen Schaukelstuhle zu erheben, ließ es jedoch dabei bewenden und fügte rasch hinzu: „Sind etwa schon Antworten auf das Inserat eingetroffen?

„Zu dienen, Mrs. Stevens," entgegnete der Befragte gewichtig und zog mehrere Briefe aus seiner Tasche.

„Lassen Sie sehen!" drängte die Wittwe mit sichtbarer Ungeduld und bemächtigte sich der Schriftstücke.

„Dieser Brief, erläuterte Mr. Busy, „kommt von einem französischen Marquis. . . ."

„Bah, das ist ungefähr so viel, wie bei uns ein Polizei-Inspektor, glaube ich," meinte Mrs. Stevens die Nase rümpfend. „Dann ein zweiter," fuhr der Geschäftsmann fort, „von einem Grafen aus Deutschland. . . ."

„Gewiß irgend ein Exporteur von Sauerkraut," unterbrach ihn die Wittwe unwillig, „und dann hat man mir gesagt, daß ein Graf gar nicht viel sei."

„Endlich Zuschriften von mehreren Baronen . . ."

„Kein Wort mehr," schnitt Mrs. Stevens dem Sprechenden jetzt ärgerlich die Rede ab, „wissen Sie denn nicht, Mr. Busy, daß drüben jeder Mensch ein Baron ist? Und dafür sollte ich mich etwa in Unkosten stecken? Ich bedauere in Ihrem eigenen Interesse, daß Sie mir nichts Gescheiteres in Vorschlag zu bringen haben."

„Doch, Madame, es ist noch ein Brief eingetroffen," sprach der Geschäftsmann mit lauerndem Blicke.

„Von wem?"

„Von einem Herzog, Madame!"

„Ein Herzog," wiederholte Mrs. Stevens jubelnd, „den müssen Sie mir verschaffen, Mr. Busy, um jeden Preis, verstehen Sie mich? Und wie heißt er eigentlich, und woher stammt er?"

„Aus Italien und hier seine Unterschrift: Ettore Duca di San Fernando." Bei diesen Worten entfaltete Mr. Busy das herzogliche Schreiben und reichte es mit triumphirender Miene der Wittwe.

„Der Name gefällt mir nicht," erklärte diese etwas enttäuscht, „er könnte schöner und länger sein, aber vielleicht würde der Herzog eine Veränderung vornehmen können."

„Das glaube ich kaum," entgegnete Mr. Busy „denn soviel ich weiß, steigt bei diesen Leuten der Name im Werthe, je länger sie ihn führen, wie dies ja auch bei unseren Geschäftsfirmen der Fall ist."

„Das mag sein, aber ich hätte mir ihn wohlklingender gewünscht, verstehen Sie, Mr. Busy . . . nun, da kann man am Ende nichts machen . . . dafür hat andrerseits eine Herzogskrone achtzehn Zacken, wie ich mir sagen ließ."

„Ich denke, sie hat gar keine," widersprach der Geschäftsmann mit ruhiger Ueberlegenheit.

„Wie, keine Zacken? rief Mrs. Stevens entrüstet. „Sie wissen doch, daß ich so etwas Hübsches auf meinen Wagenschlag gemalt haben will, verstehen Sie mich, Mr. Busy, so ein schönes Wappen in mehreren Farben, und darüber sollen zwei amerikanische Flaggen kommen, und nun sagen Sie mir, daß ein Herzog keine einzige Zacke hat! Ihr Benehmen ist in der That sehr merkwürdig, Mr. Busy!"

„Es thut mir leid, Madame, aber so viel mir bekannt ist, sind die Herzogskronen oben geschlossen."

„Geschlossen!" ereiferte sich Mrs. Stevens, „das wird sich zeigen, ob sie geschlossen sind! Um übrigens von Wichtigerem zu reden, wann gedenkt der Herzog einzutreffen?"

Die Wittwe verschmähte das vor ihr ausgebreitete Schreiben zu lesen, da sie französisch nur im Drucke schlecht verstand.

„Vor der Hand noch gar nicht, weil er gewisse Bedingungen daran knüpft."

„Und die wären?"

„Der Herzog schreibt, daß er glücklich wäre,

Madame kennen zu lernen, doch sei er augenblicklich außer Stande, seine zahlreichen Außenstände einzutreiben, wie dies erforderlich sei, um die weite Reise standesgemäß anzutreten."

„Weisen Sie ihm telegraphisch 5000 Dollars an," sagte Mrs. Stevens mit königlichem Anstande, „und thun Sie ihm in meinem Namen zu wissen, daß es mir eine große Ehre sein wird, ihn bald begrüßen zu können. Verstehen Sie mich, Mr. Busy? Ganz mit denselben Worten, sie sind vortrefflich gewählt und klingen aristokratisch. Und nun kennen Sie Ihren Auftrag, hoffe ich!"

„Es wird Alles nach Wunsch geschehen, Madame!"

„Ja, noch Eins. Sie werden sich wohl genügende Gewißheit verschaffen, daß er ein lebendiger, ich meine, ein wirklicher Herzog ist?"

„Selbstverständlich, da die Angelegenheit durch das dortige Konsulat erledigt wird."

Nach dieser Versicherung machte Mr. Busy eine höfliche Verbeugung und ließ Mrs. Stevens mit ihren herzoglichen Gedanken allein.

❧

Vier Wochen später wurde der Herzog in dem Hause von Mrs. Stevens auf das Festlichste empfangen. Er war ein Mann von mittleren Jahren, würdevoller, tadelloser Haltung und einem glattrasirten Gesicht. Verrieth sein Aeußeres auch

sonst nicht die vornehme Abkunft, deren er sich rühmen durfte, so gerieth Mrs. Stevens doch über jedes seiner Worte, jede seiner Geberden in wahre Verzückung.

„Wie unvergleichlich!“ rief sie bewundernd aus, so oft der Herzog den Mund aufthat, und er that dies häufig, manchmal sogar, um bei einer Tasse Thee von seinen Vorfahren zu erzählen, welche bereits in den Kreuzzügen gekämpft hatten, oder er erkundigte sich nach allerlei, was die Dienerschaft betraf, insbesondere wie die Lakaien besoldet wären, wie es um ihre Trinkgelder stünde, und manches Andere, was ihn als einen äußerst leutseligen Herrn erscheinen ließ. O, er war gar nicht stolz, sondern zuweilen eher zuvorkommender, als eben nöthig, denn so oft Jemand etwas fallen ließ, bückte sich der Herzog, oder machte doch eine halbe Bewegung, um es aufzuheben, oder er ergriff einmal sogar selbst einen Präsentierteller mit erfrischenden Getränken und reichte diese den erstaunten Gästen; allerdings mit ungewöhnlichem Anstande, das mußte man ihm lassen.

Bald nach seiner Ankunft machte der Herzog verschiedene offizielle Besuche, so auch auf dem italienischen Konsulate, um seine Papiere vorzuweisen und die nöthigen Vorkehrungrn für seine Vermählung mit Mrs. Stevens zu treffen, welche in der allernächsten Zeit stattfinden sollte.

Der herzogliche Bräutigam drang darauf, daß

eine Verbindung mit der dreifachen Wittwe so bald wie möglich vor sich gehe, und damit handelte er nur in vollster Uebereinstimmung mit Mrs. Stevens, welche kaum den Augenblick erwarten konnte, um den stolzen Titel einer Herzogin von San Fernando führen zu dürfen.

„Herzogin von San Fernando" — sagte sie sich oftmals leise vor — „das klingt ganz anders, als dieses unleidliche Missis Stevens."

Kurz vor der Vermählung hatte der Herzog seine zukünftige Gattin um die Gunst einer Unterredung gebeten, während welcher er die Interessenfrage zum hauptsächlichen Thema erhob.

„Madame" — begann er, die Blicke zu Boden schlagend — „unsere Vermögensverhältnisse sind allzu ungleich, daß es nicht eine dringende Pflicht wäre, uns über diesen Punkt in's Einvernehmen zu setzen... meine ausgedehnten Ländereien sind, wie ich leider gestehen muß, sehr verschuldet, und obgleich mein Adel . . ."

„Schweigen Sie davon, lieber Herzog," flüsterte Mrs. Stevens.

„Nicht doch, Madame, es liegt mir im Gegentheil sehr daran, diese Angelegenheit in's Reine zu bringen."

„Es wird nach unserer Vermählung geschehen, lieber Herzog, verlassen Sie sich darauf. Sie werden schalten und walten können, wie es Ihnen belieben wird, und sollte ich früher sterben, als ich erwarte . . "

„Nein, darauf rechne ich nicht,“ entgegnete der Herzog mit plötzlicher Energie und fügte dann höflich hinzu: „Glauben Sie mir, Madame, daß der Herzog von San Fernando genügende Galanterie besitzt, um nichts sehnlicher zu wünschen, als daß er seiner Gemahlin im Tode vorangehe.“

„Wie unvergleichlich schön Sie das sagen, mein Herzog!“

„Ja, das habe ich meinem Herrn abgelernt — meinem Ahnherrn,“ verbesserte sich der Herzog rasch, „der mit dem Worte ebenso gut umzugehen verstand wie mit dem Degen. Um übrigens zu der Angelegenheit zurückzukehren, von welcher ich sprechen wollte: ich würde Ihnen, Madame, sehr verbunden sein, wenn Sie mir das freie Verfügungsrecht über eine verhältnißmäßig geringe Summe einräumen wollten.“

„Sie brauchen sie bloß zu nennen, mein Herzog!“

„Natürlich nur in der Form eines Darlehens, denn anders würde sich mein Stolz dagegen auflehnen,“ sagte der Herzog mit Anstand und blickte vornehm um sich, „aber in solcher Form würde ich gern den Betrag von 50 000 Dollars bei Ihrem Bankier entnehmen, wenn Sie mir Ihre Erlaubniß ertheilen wollten.“

„Die besitzen Sie bereits, mein bester Herzog. Aber nun hätte ich eine andere Bitte an Sie! Nicht wahr, Sie setzen anläßlich unserer bevorstehenden Trauung Ihre Krone auf?“

„Meine Krone?“ gab der Herzog erstaunt zurück. „Die habe ich in meinem Palais in Neapel zurückgelassen.“

„O, wie schade!“ rief Mrs. Stevens betrübt aus, „ich hatte mich so kindisch darauf gefreut und glaubte, Sie hätten sie in dem großen Koffer mitgebracht.“

„Bedenken Sie, Madame, daß man ein Kleinod, welches aus dem dreizehnten Jahrhundert stammt, nicht gern über den Ozean schleppt.“

„Aus dem dreizehnten Jahrhundert?“ wiederholte Mrs. Stevens enthusiastisch, „sogar älter, als Washingtons Degen! O, mein Herzog, was sind Sie für ein großer Mann!“

* *
*

Die Trauung war mit ungewöhnlichem Pomp vollzogen worden. Einige Tage später saß die neue Herzogin bei einer Tasse Chocolade, welche sie ihres nunmehrigen Ranges halber zum Frühstück verzehrte, als man ihr die Nachricht brachte, der Herzog sei am vorhergehenden Abend fortgegangen und seither nicht zurückgekehrt.

„Sollte meinem herzoglichen Gemahl etwa ein Unglück zugestoßen sein?“ rief sie mit maßvollem Schmerze aus. Sie griff nach einem feinen Battisttuche, in welchem das Wappen von San Fernando eingestickt war, und drückte es behutsam an die dunklen

Augen. Aber die Ungewißheit über das Schicksal des Herzogs klärte sich alsbald durch einen Brief auf, der seiner Gemahlin persönlich und mit besonderer Vorsicht überbracht wurde. Derselbe lautete:

„Frau Herzogin!

Ich habe von Ihnen für immer Abschied genommen, weil ich diese Rolle auf die Länge der Zeit nicht zu spielen vermochte. Der Herzog von San Fernando war nämlich schon todt, bevor Sie ihn geheirathet haben, und ich war blos sein Kammerdiener. Da ich fürchten muß, daß Sie den Zusammenhang der Dinge nicht errathen können, will ich deutlicher sein und Ihnen schreiben, wie dies Alles kam. Mein Herr, der Herzog, war vollkommen fertig und mir den Lohn von drei Monaten schuldig, als er Ihr Heiraths-Inserat entdeckte. Nachdem Sie ihm die Mittel zur Reise boten, fuhren wir nach Liverpool, als mein Herr ganz plötzlich an einem Gehirnschlage verschied. Ein guter Gedanke belehrte mich, wie ich gleichfalls mit einem Schlage mein Glück machen könnte. Ich legte nämlich die Kleider meines todten Herrn an, bemächtigte mich seiner Papiere und ließ ihn als meinen Kammerdiener beerdigen. Da wir ungefähr in demselben Alter standen, glückte mein Unternehmen vollkommen, und das Uebrige wissen Sie. Ich danke Ihnen für das Geschenk von 50000 Dollars, welches Sie mir gemacht haben,

und werde mich damit in meiner Heimath zur Ruhe setzen. Immerhin ist es nicht viel Geld für einen Herzogstitel, und an dem Herzoge selbst haben Sie nichts verloren, denn außer seinen sechzehn Ahnen besaß er nur noch ein falsches Gebiß und eine Perrücke. Verbreiten Sie das Gerücht, daß ich verunglückt sei, auf diese Weise sind Sie für immer los.

Ihren ergebenen
Giuseppe,
ehemaliger herzoglicher Kammerdiener
aus Neapel.

P. S. Die Krone ist schon von dem Großvater des seligen Herrn Herzogs eingeschmolzen worden."





Zwei Wetten.

Mr. Brooker, in den weitesten Kreisen unter dem Kosenamen Hühnerkönig bekannt, weil er die bedeutendste Geflügelzucht in Pennsylvanien betrieb, setzte nicht allzuhäufig seinen Fuß auf das Pflaster des sündigen New Yorks; ereignete sich jedoch dieser Fall, dann ließ er auch ein paar Dollars springen. Dieser Versicherung gab Mr. Brooker ebenso häufig wie unbescheiden gegen Jedermann Ausdruck, aber — lautete der Nachsatz — er wolle etwas für sein Geld haben. Dann spiele die Summe keine Rolle. Mit solchem Wahlspruch gewappnet, erschien er von Zeit zu Zeit auf dem Schlachtfelde des Vergnügens. Und dabei war Mr. Brooker eine ganz prächtige alte Haut. Wie er jetzt so in dem prunkvollen Besuchszimmer von Windsor Hotel saß, behaglich ausgestreckt, mit dem Raffinement eines erfahrenen Hühnerzüchters, und eine lebhafte Unterhaltung mit einem höchst distinguirten jungen Mann führte, da konnte der oberflächliche Beobachter ein breites Lächeln um seine

nicht minder breiten und rasirten Lippen bemerken, wie es sich sonst an jener Stelle nur niederließ, wenn Mr. Brooker einen zehn Pfund schweren Kapaun in der Hand wog. Dies durfte am Ende nicht Wunder nehmen. Der distinguirte junge Mann, dessen Bekanntschaft Mr. Brooker Tags zuvor gemacht hatte, war ein vorzüglicher Gesellschafter, und zwischen seine zahlreichen Bonmots und sonstigen Schnurren flossen ganz beiläufige Bemerkungen durch, aus denen hervorging, daß er der einzige Sohn eines abscheulich reichen Minenbesitzers war, der keine Miene verzog, wenn er seinem lebensfreudigen Sprossen einen noch so schweren Check senden mußte. Er hieß Legron. Mr. Brooker fand den Umgang mit dem aristokratisch aussehenden jungen Mann äußerst charmant und fühlte sich auch nicht wenig geschmeichelt ob der vornehmen Bekanntschaft. An Geld fehlte es ihm allerdings auch nicht, aber vielleicht etwas an Schliff, obgleich sein Diamantknopf auf der Brust, ein Bischen kleiner als ein Hühnerei, vom schönsten Feuer erstrahlte. In so feine Gesellschaft geräth der Mensch nur, wenn er Glück hat, sagte sich Mr. Brooker in vergnügtester Stimmung und zeigte sich bemüht, auch seinerseits den Witz leuchten zu lassen, indem er dem Gegenübersitzenden mit aller Kraft auf das Bein schlug und sehr jovial meinte:

„Sie sind ein netter Kerl, Mr. Legron, und es freut mich wirklich, daß Sie mir über den Weg ge-

laufen sind. Ich mag diese Art Schnurrpfeifereien, wie Sie sie erzählen, gar zu gern leiden, nur schade, daß die Geschichte von kurzer Dauer sein wird, aber immerhin — heute haben wir Montag, also —“

„Heute ist Dienstag,“ widersprach der feine junge Mann.

„Unsinn, heute ist Montag — alle Wetter, wissen Sie denn nicht, in welcher Zeit Sie leben?“

„Sie irren, Mr. Brooker!“

„Ich und irren!“ versetzte der Hühnerzüchter gereizt.

„Ich wette!“ sagte Mr. Legrou, doch dann hielt er inne und fügte weltmännischen Tones hinzu: „Nein, das wäre keine reelle Wette, ich bin meiner Sache zu sicher.“

„Nun, was wetten Sie?“ erkundigte sich Mr. Brooker, den die vornehme Ueberlegenheit das Anderen noch erboster machte.

„Zehn Dollars,“ entgegnete sein Widersacher, ohne sich einen Augenblick zu besinnen.

„Gemacht!“ rief der Hühnerzüchter eifrig, ging auf den Lesetisch zu und kam mit einer Tageszeitung zurück, welche er triumphirend in Mr. Legrous Hand drückte.

„Ueberzeugen Sie sich selbst, wer gewonnen hat,“ sagte er.

„Unmöglich,“ meinte der Geschlagene verblüfft, indem sein erstaunter Blick von dem Kopfe des Journals zu jenem des Hühnerzüchters glitt.

„Ich scheine in der That vierundzwanzig Stunden zu rasch gelebt zu haben.“

Dann griff er mit großem Gleichmuth in die Hosentasche, entnahm derselben ein stattliches Bündel Banknoten und händigte den Betrag der verlorenen Wette Mr. Brooker ein.

„Junger Mann, ich hoffe, Sie ziehen hieraus eine Lehre, welche von den wohlthätigsten Folgen begleitet sein wird,“ sagte dieser mit einem väterlichen Wohlwollen, indem er seinen Gewinn einstrich und ein zufriedenes Schmunzeln zu verbergen suchte, denn obgleich Mr. Brooker anderer Leute Geld keineswegs nöthig hatte, so machte es ihm doch viel Vergnügen.

„Bah,“ lächelte der Minenbesitzerssohn, „das Wetten ist nun einmal meine Leidenschaft, trotzdem es mich schon heillos viel Geld gekostet hat. Versage Dir kein Vergnügen, schrieb mir unlängst mein Papa, als er erfuhr, daß ich wieder eine sehr hohe Wette verloren hatte, aber laß von dieser üblen Gewohnheit — es handelte sich um fünfzigtausend Dollars.“

„Pappenstiel!“ rief Mr. Brooker in heller Bewunderung aus, denn der junge Mann gefiel ihm jetzt noch besser, als vorher, und er bedauerte insgeheim blos, das sich die Wette nicht höher belaufen hatte. Ja, es giebt noch Leute, die das liebe Geld von sich werfen! Mr. Legrou schien sich indessen seines Verlustes gar nicht mehr zu erinnern, denn er begann jetzt von hundert anderen Dingen zu sprechen,

von Frauen, Pferden, Cigarren und was dergleichen mehr. Er war ein Lebemann jeder Zoll, der von seinen zahlreichen Erlebnissen so pikant zu berichten wußte, daß sein Zuhörer mit dem ungetheiltesten Interresse lauschte. Mr. Brooker liebte diese Art von Erzählungen ungemein. Er wollte eben mit seinem Fauteuil noch etwas dichter heranrücken, als eine elegante junge und hübsche Dame eintrat und sich derart an dem Lesetisch niederließ, daß sie den beiden Herren den Rücken zuwandte.

„Fein, he?“ flüsterte der Hühnerzüchter und konnte nicht umhin, seinen Nachbar mit dem Ellenbogen zu stoßen.

„Sehr niedlich — kennen Sie sie?“ entgegnete Mr. Legrou.

„Nein und Sie?“

„Leider auch nicht, aber sie gefällt mir.“

„Glaube ich, doch da heißt es,' Finger davon lassen, mein Junge.“

„Nun, nun, das müßte sich erst zeigen . . . eine Annäherung in der lautersten Absicht —“

„Schön gesagt, aber Sie müssen dem Mädchen doch zuerst vorgestellt werden.“

„Gar nicht nöthig.“

„Ach, das soll ihnen ein Anderer glauben.“

„Soll ich Ihnen den Beweis liefern?“

„Redensarten, lieber Herr!“

„Gut, Sie werden das Wort zurücknehmen!“

rief der junge Mann gereizt. Gleichzeitig erhob er sich und ging elastischen Schrittes auf den Lesetisch zu, wo die junge Dame saß. Dort angelangt, räusperte er sich, um die Aufmerksamkeit der eifrig Lesenden auf sich zu lenken, machte dann eine leichte Verbeugung und suchte ein Gespräch anzuknüpfen. Der Versuch schien indeß sehr geringe Aussicht auf Erfolg zu haben, denn die junge Dame ließ es nicht an Zeichen unliebsamen Erstaunens fehlen, welche sich allmählig zu vollkommener Entrüstung steigerten, und als Mr. Legrou trotz alledem die von ihrer Seite so ungewünschte Begegnung noch immer nicht abbrach, sondern eifrig in seiner Bewerbung fortfuhr, da sprang sie empört von ihrem Sitze auf und verwies den Zudringlichen mit den Worten:

„Mein Herr, behelligen Sie mich nicht länger durch Ihre Anwesenheit, oder ich werde den Schutz des Gesetzes anrufen.“

Das war allerdings ziemlich deutlich gesprochen, und Mr. Legrou sah sich genöthigt, wie ein begossener Pudel abzuziehen. Gesenkten Hauptes trat er den Rückzug an, und Mr. Brooker, der den ganzen Vorgang mit großer Spannung verfolgt hatte, versuchte die gedrückte Stimmung des jungen Mannes zu mildern, indem er ihn mit dem zartfühlenden Ausrufe empfing:

„Na, das war eine ordentliche Blamage!“

„Mit nichten!“ versetzte der also Getröstete ärgerlich.

„Sie wollen bestreiten, daß Sie ganz wunderbar abgeblitzt sind?“ fragte der Hühnerzüchter mit seltener Energie, denn er war es von seinem Federvieh her gewöhnt nicht lange leiden zu sehen, wenn es einmal sein mußte, und dieser verwegene Minenbesitzerssohn hatte gleichfalls eine Herzenswunde bekommen, von der er sich sein ganzes Leben lang nicht mehr erholen würde. Deshalb wollte ihn Mr. Brooker lieber ohne weiteres den Todesstoß versetzen, aber er strich ihm deshalb nicht über den Kopf, sondern sagte blos:

„So bin ich noch nie gegen eine Ecke gerannt!“

„Dennoch —“ wagte der junge Mann einzuwerfen und plötzliche Purpurröthe überzog sein Antlitz, in welchem jede Muskel vor innerer Erregung spielte.

„Jetzt thun Sie nur nicht mehr dick, das hat aufgehört,“ unterbrach ihn Mr. Brooker mit aufgeblasenen Backen.

„Dennoch, sage ich,“ begann der andere neuerdings, „brauche ich nur zu wollen, und das Mädchen gehört mir, denn sehen Sie, hier liegt das Geheimniß, ich bin unwiderstehlich für Frauen.“

„Das habe ich schon gesehen,“ höhnte der Hühnerzüchter.

„Das Mädchen wird meine Frau,“ fuhr der Andere fort, ohne sich irre machen zu lassen, „wann immer es mir belieben wird, morgen, heute, in einer Stunde!“

„In einer Stunde?“ wiederholte Mr. Brooker in Begleitung eines überlegenen Lächelns und trommelte auf seinem rechten Knie.

„In einer Stunde!“ wiederholte Mr. Legrou, sichtbar irritirt durch den fortgesetzten Widerspruch, und begann leise mit den Zähnen zu knirschen. Er schien unter der Macht einer plötzlich erwachten Leidenschaft zu stehen und fügte mit zitternder Stimme hinzu: „Wollen Sie wetten?“

„Wetten?“ sprach der Hühnerzüchter mechanisch nach und gleichzeitig wurde es ihm klar, daß der unglückliche junge Mann einen Anfall seiner unheilbaren Wettsucht bekommen hatte, und sein milder Sinn beschloß in Blitzeseile, ihn diesmal nicht so leichten Kaufes ziehen zu lassen. — „Jeden Betrag!“ fügte er deshalb rasch hinzu.

„Hundert Dollars,“ hauchte Mr. Legrou, und seine Augen funkelten unheimlich.

„Fünfhundert,“ rief der Hühnerzüchter, hingerissen von Geldgier.

„Abgemacht,“ kam es von den Lippen des Anderen, und einen Augenblick lang maßen sich die beiden, wie es Faustkämpfer zu thun pflegen. Dann kam der geschäftliche Theil der Wette. Man kam überein, den beiderseitigen Betrag bei dem Sekretär des Hotels zu hinterlegen und diesen mit den Bedingungen der Wette vertraut zu machen. In wenigen Minuten war die Angelegenheit geregelt, und

die Beiden kehrten in das Besuchszimmer zurück. Mr. Brooker nahm wieder seinen früheren Platz im Fauteuil ein, während Mr. Legrou bleichen Antlitzes an sein Wagstück ging. Die junge Dame saß noch in ihre Lektüre vertieft am Lesetisch. Als sie ihren vorherigen Peiniger neuerdings vor sich erblickte, stieß sie einen unterdrückten Schrei aus und machte eine gebieterische Geberde des Hinwegweisens, doch der Minenbesitzerssohn blieb wie angewurzelt stehen. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, und nun folgten Worte voll melodischer Innigkeit, dann und wann unterbrochen von leidenschaftlichen Ausrufen. Die junge Dame schüttelte zwar unwillig den Kopf, konnte aber nicht umhin, einen mitleidigen Blick auf das bewegte Antlitz des netten Unverschämten zu werfen, der diesen winzigen Erfolg mit derartigem Geschick auszunützen verstand, daß er im nächsten Moment neben der spröden Schönheit saß und sein schmeichelnder Flüsterton ihr Ohr aus unmittelbarer Nähe traf. Verliebte haben bekanntlich viel zu sagen, man weiß auch, welch schnelle Fortschritte auf diesem Gebiet erzielt werden, doch Mr. Legrou mußte ein ungewöhnlich großer Künstler in der Umstrickung von Frauenherzen sein, denn noch war keine halbe Stunde vergangen, seit ihn die junge Dame entrüstet weggewiesen, und schon hatte er jetzt ihre Hand erfaßt, und trotz aller Abwehr an seine brennenden Lippen geführt.

Mr. Brooker begann es aus mehrfachen Gründen auf seinem Beobachtungsposten sehr warm zu werden, und er konnte die Augen nicht genug aufreißen, um dem rasenden Tempo der sich vor ihm abspielenden Liebesszene zu folgen.

„Es ist doch nicht mehr schön, was der Kerl für ein Glück bei den Frauen hat," sagte sich der Hühnerzüchter, dessen gute Laune eine merkliche Abkühlung erfahren hatte, „aber bis zur Trauung hat es doch noch seine guten Wege, oder könnte es ihm wirklich gelingen?"

Mr. Brooker sollte übrigens der quälenden Zweifel bald ledig sein, denn Mr. Legrou stand jetzt auf, bot der jungen Dame galant den Arm und schritt mit ihr schnurstracks auf den Hühnerzüchter los.

„Mein Herr," redete er diesen an, „erlauben Sie mir, daß ich Sie als bewährten Freund meiner zukünftigen Gattin vorstelle und Sie gleichzeitig bitte, als Zeuge bei unserer Trauung zu funktioniren."

„Das ist ja nicht möglich!" rief Mr. Brooker höchst ungehalten.

„Ist es nicht möglich?" fragte Mr. Legrou die junge Dame, welche in holder Verwirrung ihr Köpfchen an seine Brust schmiegte.

„Und die fünfhundert —" wollte der Hühnerzüchter schmerzlich bewegt fortfahren, doch der junge Mann wies ihn mit einem vernichtenden Blick zurecht.

„Wovon spricht der Herr?“ erkundigte sich die glückliche Braut neugierig.

„Er spricht von dem Jubelchor, den fünfhundert Engel anstimmen werden, weil wir uns gefunden haben,“ belehrte sie Mr. Legrou und drückte den ersten Kuß auf ihre Korallenlippen.

❦

Wenige Stunden später saß der Hühnerzüchter wieder in dem prunkvollen Besuchszimmer des Windsorhotel. Diesmal allein. Das junge Paar und seine fünfhundert Dollars waren nicht mehr da, sondern auf der Hochzeitsreise begriffen. Mr. Brooker war sehr übler Laune. Ein ihm bekannter Herr trat auf ihn zu und erkundigte sich nach seinem Wohlergehen.

„Es ist sehr warm,“ entgegnete der Hühnerzüchter mürrisch und verstummte, doch dann ergriff ihn mit einem Male der Wunsch, sein ungewöhnlich kostspieliges Erlebniß einer anderen Menschenbrust anzuvertrauen, und er begann zu berichten. Der Andere hatte die Geschichte kaum zu Ende gehört, als er in schallendes Gelächter ausbrach und rief:

„Er soll dieses Kunststück schon siebenundzwanzig Mal zu Wege gebracht haben!“

„Also ein siebenundzwanzigfacher Bigamist!“ schrie der Hühnerzüchter racheburstig.

„Mit nichten, er heirathet eben immer wieder seine eigene Frau! Geht Ihnen nun ein Licht auf?“

„Und seine Minen, von denen er so viel sprach?“

„Das ist sehr einfach! In diesem Falle waren eben Sie die Mine, Mr. Brooker!“

Der Hühnerzüchter fragte nicht weiter, sondern ballte blos die Fäuste und reiste zu seinem Federvieh zurück. Diesmal hatte er etwas für sein Geld gehabt.





Wie man eine Stadt gründet.

Der Unfall ereignete sich auf der Landstraße. Ein schwerer Expreßwagen, welcher auf dem Wege von der wenige Meilen entfernten Bahnhofsstation nach Queertown war, hatte ein Rad gebrochen, und nachdem der Kutscher zu der Ueberzeugung gelangt war, daß er auf drei Rädern nicht vorwärts kommen würde, fluchte er ein paar Mal, spannte seinen Gaul aus und ritt darauf fort um Hilfe zu holen, während der Wagen in der bemitleidenswerthesten Hilf- und Aufsichtslosigkeit zurückblieb. Just um dieselbe Zeit kamen drei Burschen die Landstraße einher, die ihrem Aeußeren nach zu urtheilen, mit keinerlei bestimmtem Plane die Welt durchzogen. In der Dunkelheit hätte man sie für Wegelagerer halten müssen, denn sie machten mit ihren langen Stoppelbärten gar keinen vertrauenerweckenden Eindruck, und daß der Eine eine rothe Nase, der Andere ein blaues Auge und der Dritte einen eingedrückten Cylinderhut hatte machte ihre Bekanntschaft um nichts begehrenswerther.

Sie sahen, wie man so zu sagen pflegt, nach nichts aus, höchstens nach etwaigem herrenlosen Gute, und als sie den verlassenen Wagen erblickten, hatten alle Drei ein und denselben Gedanken: Das ist etwas für uns.

Gedacht, gethan. Also machten sie sich daran, die Schutzdecke abzunehmen und die darunter befindlichen Waaren einer flüchtigen Stichprobe zu unterziehen. Da gab es Eß- und Trinkbares, Kleider und Stoffe, allerlei Hausgeräthe, Handwerkszeug, Aexte, Sägen, Spaten, endlich auch noch eine Schnelldruckpresse sammt Zubehör und eine mächtige Rolle weißen Papiers, denn die Bedürfnisse von Queertown schienen ebenso zahlreich wie verschiedenartig zu sein. Die „ehrlichen Finder" untersuchten nicht lange, sondern legten ohne Weiteres Hand an und schleppten die Fracht nach einem nahen Gebüsch, dessen dichtes Grün sie sammt ihrer Beute empfing. Den nunmehr leeren Wagen ließen sie unbehelligt, das sei zu ihrer Ehre gesagt, denn sie konnten ihn nicht von der Stelle bringen.

Als sie sich in dem rechtskräftigen Besitze all dieser irdischen Schätze sahen, wurde ihnen jedoch ernstlich bange ob der begreiflichen Erwägung, was damit zu beginnen wäre. Einem unwiderstehlichen Drange gehorchend, hatten sie das Zeug weggetragen, doch die Reue folgte ihnen auf dem Fuße, da sie nichts daraus zu gewinnen vermochten. In einer Gegend,

wo ungefähr ein Drittel Einwohner auf die Quadratmeile kommt, und selbst dieser menschliche Bruchtheil eine mangelhafte Erziehung genossen hat, giebt es keine Vorschußvereine, welche Waaren beleihen, und deshalb nahm das wandernde Kleeblatt zuerst einen tüchtigen Schluck Gin und dann einen besorgten Gesichtsausdruck an, aber in demselben Maaße, wie sich die Flasche leerte, füllte sich das Herz von dem Besitzer des eingedrückten Cylinderhutes mit neuer Hoffnung, so daß er laut mit der Zunge schnalzte und endlich rief:

„Jungens, ich habe eine kapitale Idee! Großartig, sag' ich Euch, und Ihr werdet zugeben müssen, daß ich — "

„Nun, was ist's?" erkundigten sich die beiden Gefährten gleichzeitig, indem sie den Sprecher durch je einen Rippenstoß ermunterten, fortzufahren.

„Also, hört zu! Was fangen wir mit dem Kram an, welchen ein glückliches Zusammentreffen von ungewöhnlichen Umständen uns zugeführt hat? Ja, Ihr wißt mir keine Auskunft, gut, ich will sie Euch ertheilen. — Wir gründen eine Stadt!"

Dieser überraschenden Eröffnung folgte, wie bei allen Gründungsangelegenheiten, ein weihevolles Stillschweigen, worauf die eingehendere Berathschlagung kam, welche mit der formellen Annahme des Antrages endigte, und schließlich beglückwünschten sich die Betheiligten gegenseitig, indem sie herzliche Püffe austauschten. Mit den Vorarbeiten sollte erst am

folgenden Morgen begonnen werden, da sich die Gründer einstweilen gar zu behaglich auf dem kühlen Moos ausgestreckt hatten und durch diese Verzögerung außerdem auch der Transport der noch vollen Flaschen wegfallen würde. Der letztere, ungewöhnliche Vortheil gab den Ausschlag, und inzwischen wurden die erforderlichen prinzipiellen Entscheidungen getroffen, in deren Verlauf die Frage, in welcher Weise die Theilung der Machtsphäre der zukünftigen Stadt erfolgen solle, eine friedliche Lösung fand.

„Ich mache Alles, was politisch ist" — erklärte der Herr mit dem blauen Auge.

„Und ich nehme die kirchlichen Angelegenheiten in die Hand," sagte hierauf der Herr mit der rothen Nase und that als Befähigungsnachweis einen äußerst salbungsvollen Augenaufschlag, während der Besitzer des eingedrückten Cylinderhutes den Entschluß kundgab, die Presse vertreten zu wollen, wobei er einen gierigen Blick nach der schutzlosen Papierrolle warf. Endlich wurde mit erdrückender Stimmenmehrheit beschlossen, daß die Stadt den Namen New-Dublin erhalten solle und alle städtischen Auslagen durch eine progressive Wassersteuer zu decken seien.

Laut dem gefaßten Beschlusse wurde am darauffolgenden Morgen begonnen. Die drei Gründer wählten zu diesem Behufe ein liebliches Thalbecken, welches ringsum von bewaldeten Hügeln umgeben war, und schritten hierauf zur feierlichen Grundstein-

legung, indem sie einen jungen Baum ausrissen, ein Brett daran banden und New-Dublin darauf schrieben.

So weit war Alles ganz schön gegangen, aber nun galt es das Schwerste, nämlich die Aufführung von öffentlichen Bauten, und da Keiner von den Dreien in diesem Fache irgend welche Erfahrung besaß, geschah es, daß sich das Stadtoberhaupt bei dem Zusammenfügen der Holzwände mehrmals auf die eigenen Finger klopfte, während die Wände selbst ein bischen dilettantisch, das heißt etwas windschief aussahen. Dessenungeachtet schritten die Gebäude rasch vorwärts, und am dritten Tage trat der erhebende Augenblick ein, in welchem die Hütten mittelst Pinsel und schwarzer Farbe ihrer öffentlichen Bestimmung übergeben werden konnten. Auf der ersten hieß es „Stadthaus", auf der zweiten „Freie Kirche und Schule", während über dem Eingange zur dritten die Aufschrift zu lesen war: „New-Dublin-Herold" — und darunter, freilich weniger deutlich — „Unbestechliches Organ für städtische Angelegenheiten."

Der Platz, welcher solchergestalt eingeschlossen war, wurde Union-Platz genannt, dessen seitliche Oeffnungen hingegen mit Namen berühmter Präsidenten belegt, so daß es eine Washingtonstraße, eine Monroe- und eine Lincoln - Avenue gab. Ein diesbezüglicher ausführlicher Bericht war bereits aus der bewährten Feder des Herrn mit dem eingedrückten Cylinderhute geflossen, und eben gingen die ersten Exemplare des

New-Dublin Herold durch die Presse, als ein ganz unerwarteter Besuch in der neuen Stadt eintraf.

Es war dies Niemand anderer, als der inzwischen zurückgekehrte Kutscher, welcher, die Spur der leeren Schnapsflaschen verfolgend, nunmehr das ihm entwendete Gut forderte. Sein Verlangen wurde dahin beantwortet, daß ihm zwei der Stadtväter je eine Pistole an die Schläfe setzten, während ihn der dritte mit einem langen Messer am Halse kitzelte und mit viel Herzlichkeit sagte: „Werther Freund, Deine ungewöhnlichen Fähigkeiten bestimmen uns, Dir die Stelle eines ersten Sekretärs anzubieten . . . . es liegt zwar fern von uns, Deine freie Wahl zu beeinträchtigen, doch rathe ich Dir ernstlich, unsern Vorschlag anzunehmen."

So erhielt denn die Stadt auch einen ersten Sekretär, der nebst allen anderen Vorzügen noch beritten war, und das unbestechliche Organ für städtische Angelegenheiten brachte Tags darauf einen enthusiastischen Leitartikel über das bisher unerreichte Wachsthum von New-Dublin, dessen Einwohnerzahl innerhalb vierundzwanzig Stunden um 25 Prozent zugenommen hatte. Natürlich wurde dafür Sorge getragen, daß diese verblüffende Mittheilung auch anderwärts Eingang fand, und der Erfolg stellte sich alsbald in der Person eines von Reiseabenteuerlektüre infizirten Schuhmachers ein. Obgleich seine Züge beim Anblick von New-Dublin die gemischtesten Empfindungen ausdrückten, gelang es doch, ihn unter

dem Hinweis, daß die Stadt keinen Vertreter dieses nützlichen Gewerbes besäße, aber zum größeren Theile mit der Beredtsamkeit des schon erwähnten Arsenals zum Bleiben zu bestimmen. Bald darauf langte ein Bäcker an, dann kam ein Grobschmied, der allerdings sehr grob war, ihm folgten zwei entlaufene Farmerburschen, dann ein Schneider und endlich ein umherirrender Portraitkünstler. Die Stadtväter triumphirten und vertraten in einer eigens einberufenen Massenversammlung den Standpunkt, das Gemeininteresse verlange, daß Keiner New-Dublin lebend verlasse.

„Liebe Mitbürger!" — rief der Herr mit dem blauen Auge — „eine bessere Gelegenheit wird Euch niemals geboten werden, um Euch niederzulassen. Wir geben Euch schönes Fichtenholz, ja, wir geben Euch selbst die Nägel, so lange welche da sind!"

Dem Sprecher wurde der Dank der Versammlung votirt, wozu der Eigenthümer und Herausgeber des New-Dublin Herold aufforderte; doch dieser Kopf unter dem eingedrückten Cylinderhute war von einem unersättlichen Ehrgeiz erfüllt, und den nächsten Tag schilderte er in seinem Blatte eine Stadt ohne Frauen. Kaum war die Kunde davon in die Welt gedrungen, als sie herbeigezogen kamen. Es war freilich durchweg Ausschuß, aber der Herr mit der rothen Nase hatte doch seine Freude daran und kopulirte ein Paar um das andere, nur sich selbst nicht, denn, wie er sagte, war er seinem Berufe diese Entsagung schuldig.

New-Dublin vergrößerte sich also zusehends. Man begann sogar die Frage der elektrischen Beleuchtung zu erörtern, und es wurde auch ein Sammelbogen für ein nachträglich zu bestimmendes Monument in Umlauf gesetzt, aber trotz alledem trat eine allmäliche Verringerung in dem Zuzuge von Ansiedlern ein. Das gab zu denken. Da ereignete sich eines Tages, daß man das Stadtoberhaupt nicht finden konnte, was um so auffälliger erschien, als in der städtischen Kasse ebenfalls nichts zu finden war, während dieselbe öffentliche Gelder in der Höhe von achtzig Dollars und 35 Cents enthalten sollte.

„Wenn ich den Kerl erwische, schlage ich ihn vollends blau," betheuerte der Grobschmied, und die übrigen New-Dubliner stimmten in seine Verwünschungen ein. Nur der Herausgeber und Eigenthümer des unbestechlichen Organs für städtische Angelegenheiten konnte ein Lächeln der Genugthuung nicht unterdrücken. Ohne irgendwie Zeit zu verlieren, schrieb, setzte und druckte er einen ungemein sensationellen Bericht, in dem es unter Anderem hieß: „Jeder Zweifel ist von uns genommen. New-Dublin sieht einer großen Zukunft entgegen, denn die Korruption, dieses Geschwisterkind des raschen Wachsthums, hat leider bei uns ihren Einzug gehalten, indem das Oberhaupt unserer Stadt mit öffentlichen Geldern, deren Höhe vorläufig noch gar nicht zu bestimmen ist, das Weite gesucht hat. Wir behalten

uns vor, dieses beschämende Ereigniß noch in der Folge zu besprechen, und rufen einstweilen blos aus ekelerfülltem Herzen: Pfui über eine solche Verwaltung!"

Dieser von den meisten Blättern übernommene Artikel übte eine zündende Wirkung. Von weit und breit strömten die Leute herbei, um sich in der korrumpirten und darum zukunftsfähigen Stadt niederzulassen, und New-Dublin nahm jetzt wirklich große Dimensionen an. Doch die größte Ueberraschung stand noch bevor. Das Stadtoberhaupt mit dem blauen Auge kehrte ebenso unverhofft zurück, wie es verschwunden war, lieferte die angeblich von ihm entwendeten achtzig Dollars und 35 Cents ab und erläuterte in einer von ihm einberufenen Monstre-Versammlung, daß er dies Alles vorausgesehen und aus Liebe zur Stadt selbst die Schmach eines zeitweiligen Verdachtes auf sich sitzen gelassen hätte. Dabei zitterte seine Stimme vor Rührung, und die New-Dubliner riefen begeistert: „Hoch unsere Stadtvertretung!"

„Ich hätte wahrlich nicht gedacht, daß Du wiederkommen würdest," raunte der Besitzer des eingedrückten Cylinderhutes dem Sprecher ins Ohr, doch dieser maß ihn mit einem mitleidigen Seitenblicke.

„Für so albern hälst Du mich, mein Junge? Wegen lumpiger achtzig Dollars thut man es nicht, da wartet man lieber, bis ein paar Nullen dazu kommen."



Jung gefreit hat Niemand gereut.

Wie allabendlich um ein Viertel nach sieben, setzte sich die Familie Wealtly an den gedeckten Tisch, doch jenen Abend, von dem hier die Rede ist, fehlte in dem traulichen Kreise die Perle, gemeiniglich Jack benannt, der außer seinen fünfzehn Jahren eine nackte Oberlippe und zwei Rasirmesser sein eigen nannte. So weit der Sohn. Die Mutter, Mrs. Wealtly, war eine der besten und nichtssagendsten Frauen, die es jemals in der Union gegeben hatte; so nichtssagend, daß sie in einem seiner Zeit in Chicago abgehaltenen weiblichen Schweigtournier um den Weltpreis gegründete Aussicht besaß, als Siegerin hervorzugehen; doch als ganz zufällig der Name „Jack" ausgesprochen wurde, sagte sie: „Ach ja!" und konnte nur noch den zweiten Platz behaupten. Abgesehen von der rühmlichen Eigenschaft, daß Mrs. Wealtly fast niemals sprach, trank sie sehr viel Thee, und bei der zwölften Tasse ereignete es sich manchmal, daß sie den Namen „Jack" in unbegrenzter

Verehrung lispelte. Ihr Mann hieß nicht Jack, sondern Jim. Er war der erste Ablader in einem der ersten Importgeschäfte der Welt, verdiente ein schönes Stück Geld, war auch an sonstigen Tugenden reich, und so hätte man als natürliche Folgerung ein ungetrübtes Familienleben voraussetzen können, wenn .... nun ja, es giebt immer etwas! In der Familie Wealtly handelte es sich um einen ganz unschuldigen Kinderstuhl, welchen Mr. Wealtly angeschafft hatte, als Jack das Licht von New-York erblickte. Es ist sehr einleuchtend, daß Jack, der schon in seiner Jugend Zeichen von ungewöhnlicher Selbstständigkeit an den Tag legte, sich alsbald gegen den Kinderstuhl aufzulehnen begann. Mr. Wealtly äußerte jedoch die Meinung, daß auf die Jugend von heute kein Verlaß sei.

„Da kauft man am Ende 'nen neuen Stuhl und dann kneift der Junge aus," lauteten seine Worte, und er war ein harter Kopf. Jack hingegen meinte, daß er dies nicht mehr lange mit ansehen würde, denn er bezahle für seinen Unterhalt, und mit dieser Drohung zwängte er sich jedes Mal unwilliger in den Kinderstuhl, aber dafür rauchte er als einstweilige Rache die dicksten Cigarren und trank den stärksten Brandy, Alles für sein Geld, denn er verdiente acht Dollars die Woche, wovon er drei zu dem elterlichen Haushalt beischoß und den Rest zu allerlei Selbstständigkeitsgelüsten verwendete.

Wie gesagt, stand an jenem Abende der Ausgangspunkt jeglicher Zwietracht in der Familie Wealtly leer. Nachdem Mrs. Wealtly etwas gewartet und inzwischen den Thee zurecht gemacht hatte, und Jack noch immer nicht da war, wurde Papa Wealtly, trotz der erbaulichen Kanzelreden, welche er jeden Sonntag in der Kirche anhörte, so aufgebracht, daß er sein eigen Fleisch und Blut eine verdammte Kröte nannte und schwur, er wolle ihr die Ohren abreißen. Freilich hatte er gut schwören, denn Jack war eben nicht da, und auch die Nacht verging, ohne daß er kam. Es mag begreiflich erscheinen, daß Mr. Wealtly, der große Stücke auf einen sittlichen Lebenswandel seines einzigen Sprossen hielt, einen Punkt der Gereiztheit erreicht hatte, welchen selbst des Tages Mühen um nichts herabzumindern vermochten. Jack hatte sich noch immer nicht blicken lassen. Erst gegen Abend, und zwar zur gewöhnlichen Essensstunde, trat er mit halb herausforderndem, halb erregter Miene über die Schwelle und rief den Eltern sein übliches „Hallo!" zu, spuckte dann weit vor sich hin und schob schließlich eine frische Ladung Kautabak in den Mund.

„Sage mir mal, mein Junge, wo Du Dich die Nacht über herumgetrieben hast?" forschte Mr. Wealtly, nachdem er umsonst auf irgend eine Erklärung für dieses ungewöhnliche Betragen gewartet hatte.

„Ich denke, das ist meine Sache," gab Jack selbstbewußt zur Antwort.

Mr. Wealtly vergaß in diesem Augenblicke ganz die Selbstbeherrschung, welche der Prediger vom letzten Sonntage als nachahmungswerthe Mannestugend gepriesen, und wobei er den ersten Ablader eines der ersten Importgeschäfte der Welt, der kurz zuvor zehn Dollars für den Umbau der Kirche erlegte, so bedeutungsvoll angeblickt hatte, bis ihn auch die übrigen Gläubigen mit scheuer Bewunderung anstarrten und er sich insgeheim vornahm, sämmtliche Schäflein der Gemeinde auf dem Gebiete der Selbstbeherrschung in den tiefsten Schatten zu stellen. Richtig brachte es Mr. Wealtly über sich, eine begreifliche Entrüstung hinunterzuschlucken, als ihn wenige Tage nachher der Barbier zweimal in die linke Wange schnitt, weil dessen Hand vom Alter des Irish Wiskey zitterte. Trotz alledem überzog aber jetzt eine bedenkliche Krebsröthe sein Antlitz, und er rief:

„Höre, Jack, ich will gleich in die Hölle fahren, wenn ich Dir nicht die Ohren abreiße.“

Bei diesen Worten trat Mr. Wealtly seinem eigenen Fleisch und Blut um einen Schritt näher und erhob drohend die gewichtige Rechte. Jack retirirte ein wenig, trotz seiner angeborenen Selbstständigkeit, nahm jedoch als Entschädigung hierfür einen äußerst impertinenten Gesichtsausdruck an und versetzte höhnend:

„Wie, die Ohren abreißen? Die Ohren einem verheiratheten Manne?“

„Daß Dich doch," entgegnete Papa Wealtly einigermaßen verblüfft und ließ rasch seine Hand sinken. „Seit wann bist Du denn ein verheiratheter Mann?"

„Ich denke, das ist meine Sache," antwortete Jack noch kühner als vorher, doch dann schien er der Macht seines eigenen Geheimnisses zu erliegen, denn er setzte hinzu: „Seit gestern Abend."

„Ach," machte Mrs. Wealtly, obgleich sie noch nicht einmal den Thee aufgegossen hatte, geschweige bei der zwölften Tasse angelangt war, und die Gewinnerin des zweiten Preises in dem Schweigtournier zu Chicago richtete ihre Augen bewundernd auf den einzigen Jungen.

„Gestern geheirathet, und dazu noch des Abends!" platzte Mr. Wealtly heraus, wobei er die Finger seiner rechten Hand an dem Kinn rieb.

„Immerhin habe ich schon recht traurige Erfahrungen in der Ehe gemacht," berichtete Jack, welchem das Erstaunen seiner Eltern nicht wenig schmeichelte, mit wichtiger Miene, indem er beide Hände in die Hosentaschen vergrub und seine dicke Cigarre qualmte. Dann warf er noch einen mitleidigen Blick auf den verwaisten Kinderstuhl und fuhr fort: „Es ist immer dieselbe Geschichte, wenn die Mutter der Frau . . . ."

„Welcher Frau?" fragte Mr. Wealtly.

„Nun, meiner Frau,“ entgegnete Jack prahlerisch und zog die Augenbrauen empor.

„Ja so, ganz richtig,“ schaltete Mr. Wealtly mit großer Selbstbeherrschung ein.

„Es ist immer dieselbe Geschichte, sage ich, und kein Mann wird sich's gefallen lassen, denn man heirathet am Ende doch die Frau und nicht die Schwiegermutter, das ist meine Ansicht von der Sache ....“

„Nun, das ist nicht einmal so dumm,“ bemerkte der erste Ablader etwas weicher gestimmt; — „aber erzähle doch, wie Du auf den Gedanken kamst, zu heirathen?“

„Weiß ich's denn?“ rief Jack jetzt halb unwillig. „Ich traf Mary manchmal, wenn sie aus dem Geschäft kam, und dann gingen wir stets ein Stück Weges miteinander, und vorgestern fragte ich sie so ganz beiläufig, ob sie wohl errathen könne, was ich im Sinne hätte .... ich wollte sie nämlich in's Museum führen, wo die bärtige Frau und das lebende Gerippe zu sehen sind .... da meinte sie, es wäre ihr schon lange kein Geheimniß mehr, denn wenn die Männer in mein Alter kämen .... Nun, was da wäre? fragte ich, wie aus den Wolken gefallen ... Ach, ich sollte mich nur nicht verstellen, sie hätte es mir schon „angemerkt, daß ich sie heirathen wolle“ ... „Ach nein!“ wollte ich abwehren, aber andererseits mochte ich doch wieder nicht als grüner Junge da=

stehen und meinte bloß, daß zum Heirathen auch eine Einrichtung gehöre, und daß eben jetzt die Miethen so stark im Preise aufschlügen."

„Ach," sagte sie wieder, „das wäre gerade das Schöne dabei, ein Vetter von ihres Onkels erster Frau hätte ein Möbelgeschäft, und der würde uns auf wöchentliche Abschlagszahlungen einrichten, und dann wüßte sie auch eine kleine Wohnung mit außerordentlich niedriger Miethe, und so eine günstige Gelegenheit käme niemals wieder.

Das leuchtete mir ein, und deshalb fragte ich Mary gleich, ob ihre Mutter einverstanden wäre. Bei Leibe, die dürfte kein Wort erfahren, sagte sie, und deshalb müßten wir uns auch rasch entschließen, denn so schön würde es sich auf Jahre hinaus nicht mehr fügen. Ihre Mutter würde nämlich den Abend darauf bei einer Freundin zu Besuch sein und dort ziemlich lange verweilen, und da könnten wir uns rasch trauen lassen, und dann wäre die Sache geschehen und ließe sich nicht mehr rückgängig machen. Ich zauderte eine Weile, doch dann dachte ich: ein Mann, ein Wort, und sagte zu."

„Nun und weiter!" — drängte jetzt Mr. Wealtly, denn die Erzählung seines vielversprechenden Sprossen begann interessant zu werden, und auch Missis Wealtly setzte die Theetasse vom Munde, um besser hören zu können.

„Wie es also gestern Abend war," fuhr Jack

fort, „und ich aus dem Geschäft kam, fiel mir Mary um den Hals und sagte, sie könne den Augenblick unserer Vereinigung nicht mehr erwarten. Wir bestiegen deshalb die Hochbahn und dann noch einmal die Pferdebahn, und genau um sieben Uhr fragte mich der Pastor, ob ich schon einmal verheirathet gewesen wäre, und ob ich Mary zu meiner Frau nehmen wolle. „Ja“, sagte ich, und nachdem ich ihm fünf Dollars in die Hand gedrückt, gingen wir in unsere Wohnung, welche Mary schon durch ihren Verwandten hatte einrichten lassen. . . .

„Nur zu, mein Junge,“ spornte der erste Ablader an, da der Erzähler ein Bischen innehielt.

„Wie wir also so allein waren, fragte ich meine Frau, ob ich eine Tasse Thee zubereiten solle, denn das wäre des Abends so Brauch bei verheiratheten Leuten. „Nein,“ sagte sie, „verheirathete Leute trinken des Abends immer Bier,“ und wie wir darüber streiten, was das Richtige wäre, klingelt es mit einem Male, und ein Herr tritt über die Schwelle, der mich sehr freundlich ersucht, ich möchte die erste Rate für die gelieferte Einrichtung zahlen und meinen Namen unter die übrigen Terminbedingungen setzen. „Gewiß,“ meinte ich, „nur glaubte ich, daß dies keine solche Eile gehabt hätte, da der Chef des Möbelgeschäftes der Vetter der ersten Frau von . . . .“

„Das mag schon sein,“ unterbrach er mich, „aber Geschäft bleibt Geschäft, und entweder Sie gehen auf

unsere Bedingungen ein, oder ich muß die Einrichtung sofort wieder abholen lassen."

Natürlich blieb mir nichts übrig, als daß ich zahlte und außerdem meinen Namen hinschrieb, wobei der fremde Herr beständig mit dem Kopfe nickte und endlich einen guten Abend wünschte.

„Also soll ich jetzt Thee kochen?" fragte ich alsdann meine Frau, um nicht von dem Zwischenfall zu sprechen. Da begann sie plötzlich laut zu weinen und sagte, sie hätte nie geglaubt, daß ihr erster Wunsch unberücksichtigt bleiben würde.

„Beruhige Dich nur," bat ich sie und ergriff eilig den Bierkrug, den ich nicht finden konnte, doch sie schluchzte nur noch lauter, daß man sie auf dem Korridor hören konnte, und als ich hinaustrat, da versperrte mir eine große, dicke Frau den Weg und schrie: „Wo ist meine Tochter? Sie haben sie gemordet!"

„Nein," entgegnete ich erschrocken, denn ich ahnte bereits, daß es Mary's Mutter sei, „ich hole nur etwas Bier für sie."

„Das kennen wir schon!" donnerte die Alte, und ehe ich mich's versah, hatte sie mich beim Arm gepackt und in die Stube zurückgeschleppt, wo Mary gerade in einen Apfel biß. Sie legte ihn jedoch rasch bei Seite und fiel ihrer Mutter weinend um den Hals.

„Was ist das für eine Geschichte mit dem Jungen hier?" fragt diese sehr ungestüm und deutete auf mich.

„Entschuldigen Sie, Madame, ich bin ein verheiratheter Mann!“ versetzte ich ärgerlich. Da wurde sie noch wüthender und schrie: „Wie, getraut mit meiner Tochter, getraut so ein . . . .“

„Jawohl, ich habe fünf Dollars dafür bezahlt, wenn Sie nichts dagegen haben,“ replizirte ich.

„Oh, Mary, wie konntest Du Dich so weit vergessen!“ sagte sie händeringend, und Mary jammerte gleich mit, indem sie sagte: „Ich sehe selbst schon ein, daß es ein Mißgriff war.“

„Wie, ein Mißgriff?“ rief ich, denn jetzt wurde es mir doch zu bunt.

„Nur den Schnabel gehalten!“ wollte mich die Alte belehren. „Ich den Schnabel halten?“ gab ich zurück.

„Ja, Du, Du, grünes Ding!“ sagte sie grinsend.

„Und das sagt man mir in meiner Wohnung? Wissen Sie, Madame, daß ich sehnlichst wünschte, Sie würden mich und meine Frau allein lassen?“

Bis dahin hatte ich noch meine Fassung bewahrt und vermochte mich der alten Dame gegenüber höflich auszudrücken, aber jetzt ging es erst los, und plötzlich fühlte ich mich am Genick ergriffen und“ . . . . hier hielt Jack in seinem Hochzeitsberichte inne, und Mr. Wealtly schaltete ärgerlich die Frage ein: „Jack, das hätte ich nicht geglaubt, daß Du Dich von einer Frauensperson verhauen lassen würdest.“

„Was sollte ich denn thun, wenn sie stärker war? Und nicht genug daran, rief sie noch meine Frau

herbei, damit sie mich halten solle...... Ich schrie um Hilfe, aber dadurch verschlimmerte ich nur meine Lage, denn die Alte hieb noch fester darauf los, und so ging es eine gute Weile fort..... Da klopft es mit einem Male. Ich athme auf. Ein Rettungsbote mit blanken Knöpfen erscheint auf der Schwelle und erkundigt sich, was mit mir geschehe. „Und wer sind Sie, mit Verlaub?" schreit Mary's Mutter in erstickter Wuth, weil ich ihr entwischt war.

„Ich bin ein Beamter der Kinderschutz-Gesellschaft," sagt er, „und nehme den Jungen für mich in Anspruch."

„Er hat aber meine Tochter nichtswürdiger Weise geheirathet," versetzte die Alte gereizt.

„Ich bin ein verheiratheter Mann!" sage ich gleichfalls, um die Schmach nicht auf mir sitzen zu lassen, doch der fragt ganz gelassen, wieviel Jahre ich zähle, und als er mein Alter erfährt, meint er, ich solle nur mitkommen, solche Ehen hätten nichts zu bedeuten und wären auch keineswegs rechtskräftig. Das ganze Geld, das ich mir für ein Bicycle zusammengespart hatte, ist für diese einfältige Heirath draufgegangen," schloß Jack, indem er sich ganz unbewußt in den verachteten Kinderstuhl setzte, seine dicke Cigarre bei Seite schob und, den Kopf auf den Tisch legend, bittere Thränen vergoß.



Samy's Ehestand.

Miß Brown war die Tochter des ebenso reichen wie verwittweten Brokers G. T. Brown. Von ungewöhnlicher Schönheit und Anmuth, zählte sie zu den umworbensten jungen Erbinnen von New-York, doch keiner der zahllosen Anbeter hatte bisher Gnade vor ihren Augen finden können. So wollte es die Mode.

Miß Brown glänzte in allen schönen Künsten, wie es einer jungen Dame aus der vornehmen Gesellschaft zukommt. Sie dichtete, malte, modellirte und musizirte mit gleich verblüffender Gewandtheit, so daß es eben nicht leicht war, zu sagen, wozu sie eigentlich das geringste Talent besaß . . .

Miß Brown befand sich in ihrem luxuriös ausgestatteten Boudoir und betrachtete befriedigt das reizende Aquarell, das sie eben beginnen wollte, als die Thüre aufging und Samy, der schwarze Diener, grinsend den Besuch von Mister Jones meldete.

„Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich Niemanden

empfangen mag!" rief Miß Brown leidenschaftlich und stampfte erzürnt mit ihrem allerliebsten Füßchen, wodurch der Neger zur schleunigsten Flucht veranlaßt wurde. Sie hingegen warf den Pinsel ärgerlich bei Seite und griff hastig nach Feder und Papier, um einen erschöpfenden Aufsatz über die soziale Stellung der Frauen in den Vereinigten Staaten zu schreiben. Sie war indeß mit dieser Arbeit kaum zu Ende, als sich neuerdings die Thüre öffnete und diesmal Papa Brown eintrat.

„Mein liebes Kind, ich begreife Dich in der That nicht!" rief er mißmuthig, „eben bin ich dem armen Jones begegnet, der mir sagte, Du hättest ihn abweisen lassen . . . Du weißt, wie sehr ich eine Annäherung zwischen Euch jungen Leuten wünschen würde, es war von jeher mein Lieblingsprojekt, Euch miteinander zu verheirathen."

„Niemals!" kreischte die junge Dame energisch.

„Redensarten," meinte Mr. Brown kopfschüttelnd, denn als tüchtiger Geschäftsmann haßte er alle Uebertreibungen und Redefiguren, „A. Jones ist eine der größten Firmen am Platze und arbeitet sogar mehr als ich."

„Also, ich soll verhandelt werden," stieß das junge Mädchen mit bitterer Ironie hervor, und wächserne Blässe bedeckte ihr Antlitz.

„Von Verhandeln kann hier keine Rede sein," erklärte Papa Brown gereizt, „ich sagte blos, daß

mir diese Verbindung sehr erwünscht wäre, im Uebrigen jedoch thue, was Dir beliebt."

Mit diesen Worten verließ der Broker seine Tochter, welche nunmehr in einen Strom von Thränen ausbrach und sich händeringend gelobte, nimmermehr die Gattin von A. Jones zu werden.

„Nein," rief sie leidenschaftlich, „ich werde mich niemals zu dieser Heirath zwingen lassen! Eher sterben! Aber vielleicht giebt es noch ein anderes Mittel, ich will nachsinnen!" Und den Kopf in die beringte Hand stützend, dachte sie nach, wie den Schlingen des verhaßten Freiers am sichersten zu entrinnen sei.

Wie ein Blitz schoß ihr der rettende Gedanke durch den Sinn, und nachdem Miß Brown die herrlichen nassen Augen mit einem feinen Battisttüchlein getrocknet hatte, schellte sie die kostbare Tischglocke. „Samy," befahl sie sicheren Tones dem schwarzen Diener, der herbeigeeilt kam, „sobald mein Vater nach dem Klub gegangen ist, hast Du mit dem braunen Coupé vorzufahren. Verstehst Du?"

Samy öffnete den Mund, um etwas zu erwiedern, aber die junge Herrin schnitt ihm ungeduldig das Wort ab, indem sie sprach:

„Lasse Dein einfältiges Geschwätz, gehe jetzt Deiner Wege und thue, wie ich Dir befohlen habe. . . . Noch Eins! Die Livrée brauchst Du heute Abend nicht anzulegen, ich habe meine besonderen Gründe."

Mit einem gnädigen Kopfnicken entließ sie den Neger und eilte in ihr Schlafgemach. Ohne die Hilfe der Kammerzofe in Anspruch zu nehmen, tauschte Miß Brown ihr kokettes Hauskleid gegen eine sehr unscheinbare Straßentoilette um und packte etliche Sächelchen in eine zierliche Reisetasche. Es war mittlerweile Abend geworden, und Mr. Brown mochte bereits nach dem Klub gegangen sein, als die junge Erbin geräuschlos über die Treppe hinabeilte und vollkommen unbemerkt das Haus verließ. Samy war, wie ihm befohlen wurde, mit dem Coupé vorgefahren und Miß Brown bestieg nun rasch das Gefährt, indem sie dem Kutscher gebot, so schnell wie möglich in der Richtung nach Yonkers zu fahren.

Hei, wie das leichte Gefährt durch die Stadt raste! Bald hatte man die Landstraße erreicht, und die Pferde stürmten vorwärts, als ob sie gar nicht den Boden mit ihren Hufen berührten.

Endlich brachte Samy die schweißtriefenden Thiere zum Stehen, denn man war in Yonkers angelangt. Miß Brown sprang mit Grazie aus dem Wagen und bedeutete auch dem Kutscher, vom Bock herunter zu kommen, und als dieser dem Befehle gehorcht hatte, sprach die junge Erbin herrischen Tones:

„Samy, überlasse jetzt die Sorge für die Pferde jemand Anderem, denn Du mußt Dich mit mir trauen lassen.“

Der Neger schien betroffen und suchte nach einem

Worte der Entgegnung, doch Miß Brown rief ungeduldig:

„Keine Widerrede, Du kommst mit mir.“

Samy folgte stillschweigend seiner Herrin, und Beide verschwanden alsbald unter dem Thorwege des Hauses, worin der Pfarrer des Städtchens wohnte. Kaum eine Viertelstunde später erschien Miß Brown, in respektvoller Entfernung von Samy gefolgt, wieder auf der Straße. Niemandem konnte es beifallen, in den Beiden ein neuvermähltes Paar zu vermuthen, welches wenige Minuten zuvor die Hände zum ehelichen Bunde in einander gelegt hatte! Auf den Zügen der jungen Dame lag der Ausdruck von Genugthuung, und ihre Blicke leuchteten bei dem Gedanken, daß sie nunmehr den Schlingen von Mr. Jones für immer entgangen war.

Miß Brown lenkte jetzt ihre Schritte nach dem vornehmsten Gasthofe des Städtchens, woselbst sie ein Zimmer verlangte und den Auftrag gab, auch für ihre Equipage und den Kutscher Sorge zu tragen. Die junge Dame ertheilte diese Anordnungen so sicheren Tones, daß man nimmermehr ein aus dem Elternhause flüchtiges Mädchen in ihr vermuthet hätte; doch als sie sich allein wußte, brach ein Strom von Thränen aus ihren schönen Augen hervor. Miß Brown war derart in Kummer und Verzweiflung aufgelöst, daß sie nicht einmal bemerkte, wie die Thüre aufging und Samy leise eintrat. Dem jungen

Ehemanne schien der Schmerz seiner Gattin sehr zu Herzen zu gehen; sein schwarzes Antlitz drückte Betrübniß aus, und auf den Fußspitzen heranschleichend, legte er seine dunkelleuchtende Hand auf ihre Schulter.

Miß Brown that einen unterdückten Aufschrei. Empört über diese namenlose Dreistigkeit sprang sie auf und im nächsten Augenblicke starrte Samy der blinkende Lauf eines zierlichen Revolvers entgegen.

„Zurück, Elender, wenn Dir Dein Leben lieb ist!“ rief die junge Dame mit entschlossener Miene.

„Nicht schießen!“ bat Samy flehentlich und trat Schritt für Schritt, den Blick unausgesetzt auf die mörderische Waffe gerichtet, den Rückweg nach der Thüre an, durch welche er rasch verschwand. Miß Brown setzte sich jedoch in unbeschreiblicher Aufregung an den Tisch und schrieb mit hastiger Hand:

„Innigstgeliebter Vater!

Erbarme Dich eines namenlos unglücklichen Wesens, welches das Schicksal gezwungen, die Gattin eines schwarzen Kannibalen zu werden.

Deine verzweifelnde Tochter.“

Das Schreiben wurde ohne Verzug durch einen eigenen Boten nach New-York gesendet und Miß Brown wartete sehnsüchtig der Erlösung aus ihrer schrecklichen Lage. Wie endlos lang schlich Stunde um Stunde der schlaflosen Nacht dahin! Die junge Erbin war der Verzweiflung nahe, als der Morgen

anbrach und noch immer keine Rettung erschien! Da endlich ließ sich Wagengerassel vernehmen, und wenige Augenblicke später lagen sich Vater und Tochter in den Armen. Papa Brown konnte eine gewisse Rührung nicht verbergen, wenngleich er im Verlaufe dieser Scene manches Wort bitteren Vorwurfes fallen ließ.

„Wo ist Dein Mann?“ fragte Mr. Brown nach einer Weile.

„Mein Mann?“ wiederholte die junge Dame nachdenklich, „er wird wohl bei den Pferden sein.“

„Mache Dich einstweilen reisefertig,“ meinte der Vater, „ich will nach den Pferden sehen, damit wir so rasch wie möglich fortkommen.“

Mr. Brown verließ seine Tochter und ging nach den Stallungen des Gasthofes. Samy striegelte eben die Rosse und pfiff dabei leise vor sich hin.

„Elender Mädchenräuber,“ schrie der Broker von Zorn erfaßt, da er des Burschen ansichtig wurde und erhob drohend die Faust, um ihn zu züchtigen, doch rechtzeitig fiel ihm ein, daß Samy nunmehr sein Schwiegersohn sei. Er griff daher in die Tasche, nahm eine Cigarre heraus und reichte sie dem Neger, indem er begütigend sagte:

„Rauch mal von diesem Kraute, mein Junge.“

Samy grinste freundlich und Mr. Brown fügte hinzu: „Daß Du mir über die ganze Sache reinen Mund behälst . . . es soll Dein Schaden nicht sein.

So, jetzt spanne rasch ein, denn wir wollen gleich nach New-York zurück."

Samy war ein flinker Bursche. Im Nu stand das Gefährt bereit, und Mr. Brown sammt seiner Tochter nahmen darin Platz, während der Schwiegersohn auf den Bock kletterte und lustig mit der Peitsche knallte. Eigentlich dachte er recht wenig über die sonderbaren Wandlungen seines Schicksals nach, sondern freute sich in erster Reihe über die gute Laune seines Herrn. In der That hatte Mr. Brown seinen alten Humor wiedergefunden und befleißigte sich, die ganze Angelegenheit wie eine verunglückte Landpartie aufzufassen und auch die junge Erbin machte ein fröhlicheres Gesicht, als man nach dem Vorgefallenen hätte erwarten können. So langte man im besten Einvernehmen in New-York an. Samy sollte einstweilen in seiner bisherigen Stellung belassen werden, denn Mr. Brown schien es um seiner Tochter willen angezeigt, jede plötzliche Veränderung zu vermeiden. . . .

Wieder stand Miß Brown entzückt vor dem reizenden Aquarell, das immer noch nicht angefangen war, als Samy in ihr Zimmer eintrat und den Besuch von Mr. Jones meldete.

„Ah, das ist schön," rief die junge Dame freudig aus und eilte dem Besuche entgegen. „Mir that es so leid, daß ich Sie unlängst nicht empfangen konnte!" betheuerte sie treuherzig und nöthigte Mr. Jones,

ihr gegenüber Platz zu nehmen, worüber der junge Mann ganz roth vor Vergnügen wurde, denn sicherlich hatte er keine so herzliche Aufnahme erwartet.

Er war ein Mann von feinen Manieren und vornehmem Wesen. Seine elegante Kleidung zeigte von größter Sorgfalt, denn selbst jetzt, da er sich vor der jungen Dame auf die Knie niederließ und ihr seine Liebe gestand, machte der lange Gehrock nicht ein einziges Fältchen. Und Miß Brown? Ihr schönes Antlitz strahlte vor Freude, und aufjauchzenden Herzens gab sie schüchtern das Jawort, worauf sich die beiden Liebenden schluchzend in die Arme sanken.

Samy hatte diesen Vorgang durch die halbgeöffnete Thüre mit angesehen. Aus seinen Zügen sprach Erstaunen, aber bald siegte ein besseres Gefühl in seiner Brust, und leise zog der schwarze Ehemann die Thüre zu.

Mr. Jones hatte sich als glücklicher Bräutigam verabschiedet, als die junge Herrin zu Samy sprach: „Morgen lassen wir uns scheiden, verstehst Du!"

Mr. Brown war über dieses fröhliche Ereigniß nicht am wenigsten erstaunt und besorgte ohne Verzug den geschäftlichen Theil desselben. Samy sollte für seine Einwilligung in die Ehescheidung einen wohlassortirten Liqueurladen erhalten. So wußte denn auch Samy, weshalb er eigentlich geheirathet hatte.





Divorçons.

Mr. Elton war kein übler Mann. Mrs. Elton war auch keine üble Frau, sondern das Ueble an der Sache lag darin, daß sie sich schon runde zehn Jahre als Mann und Frau gegenüberstanden und ihre kinderlose Ehe in ein Stadium akuter Langeweile getreten war. Selbst der Ehrgeiz, in weiteren fünfzehn Jahren die silberne Hochzeit feiern zu können, vermochte nicht diese schwarze Kluft auszufüllen. Zu alledem legte noch Mr. Elton untrügliche Anzeichen eines veränderten Lebenswandels an den Tag, indem er die der Gattin schuldige Fürsorge hauptsächlich dadurch bethätigte, daß er unglaublich leise auftrat, wenn er spät Nachts heimkehrte und seiner Frau, die dann trotzdem regelmäßig wach zu ein pflegte, vom Klub und den vielen Freunden dort erzählte, die ihn niemals fortlassen wollten. Mrs Elton hatte bis dahin blos ein ungläubiges Lächeln zur Antwort, als aber Mr. Elton einstmals gar auf den unglücklichen Einfall kam, ein paar allge=

meine Betrachtungen über den Liebreiz von Blondinen anzustellen, da stieg der bleiche Zorn in Mrs. Elton bis zu ihren dunklen Haarwurzeln empor, und der Stachel der Eifersucht grub sich unheilvoll tief in ihr zuckendes Herz. Ungeachtet dessen kam kein Wort des Vorwurfes über ihre finster lächelnden Lippen, aber dafür legte sie den nächsten Morgen, nachdem der Gatte dem Geschäft zugeeilt war, einen um so längeren und dichteren Wittwenschleier an, verließ in geräuschloser Eile das Haus und bestieg einen der unteren Stadt zufahrenden Pferdebahnwagen. Wohin trieb sie der empörte Frauensinn? Sie hätte es um keinen Preis verrathen! Nur dem Kondukteur machte sie eine kleine Andeutung, welcher dienstbeflissen das Gefährt an einer bestimmten Straßenecke zum Stehen brachte und der verschleierten Dame aussteigen half.

Als sich Mrs. Elton dem harten Pflaster wiedergegeben fühlte, blickte sie einige Male scheu um sich und trippelte dann rasch einem unscheinbaren Hause zu, über dessen Eingang ein Schild angebracht war, auf dem zu lesen stand:

„Erste internationale Detective-Association.“

Mit einem Gemisch von befriedigtem Rachedurst und geheimem Gruseln stieg Mrs. Elton die Treppe hinan und wurde oben von einem schwarzen Diener empfangen, der sie in mystischer Wortlosigkeit nach einem noch mystischeren, halbdunklen Gemach führte, woselbst ihr ein würdevoller Herr entgegentrat, der

auch, abgesehen von seinem langen, geschlossenen Rock, sehr zugeknöpft aussah.

„Es handelt sich —" begann Mrs. Elton, nachdem sie auf dem ihr angebotenen Stuhl Platz genommen und ihren Wittwenschleier noch krampfhafter festgezogen hatte.

„Um eine diskrete Angelegenheit", ermuthigte der Sekretär die Zaudernde.

„Um die unbemerkbare Ueberwachung eines Ehemannes," bestätigte Mrs. Elton kaum minder zaghaft als zuvor.

„Eine heikle Sache," meinte der würdige Mann mit betrübter Miene. „Wir berechnen als Grundtaxe einen vorerst zu erlegenden Betrag von zehn Dollars."

Mrs. Elton griff bereitwillig in ihr Portemonnaie und legte die genannte Summe auf den Tisch, was den Vertreter der Ersten Internationalen Detective-Association mit sichtlicher Befriedigung erfüllte, denn er fuhr um Vieles aufgeräumter fort:

„Unser Institut genießt gerade in der Bearbeitung solcher Fälle den Ruf unbestrittener Superiorität. Ich möchte sogar so weit gehen, die Behandlung ehelicher Ausschreitungen als unsere Spezialität zu bezeichnen. Die Organisation unserer Verbindung, der unvergleichliche Drill ihrer Angestellten befähigen uns zur weitgehendsten Diskretion, denn diese selben Angestellten sind lediglich Bestandtheile einer großen Maschine, welche Alles erspäht und doch niemals schaut, welche

Alles erlauscht und doch niemals die Ohren spitzt, die Alles erfährt und doch niemals Neugierde verräth. Madame, wir berechnen außer der schon entrichteten Grundtaxe eine Durchschnittsgebühr von fünf Dollars pro Tag, und es ist üblich, dieselbe für eine bestimmte Anzahl von Tagen, sagen wir etwa für eine Woche, im Vorhinein zu erlegen."

Mrs. Elton nahm diesmal ihr Portemonnaie etwas langsamer zur Hand, während der Sekretair mit gesteigerter Bereitwilligkeit zugriff und nach einer dankenden Verbeugung fortfuhr:

„Nachdem die ersten Formalitäten erfüllt sind, erbitte ich mir die erforderlichen Anhaltspunkte für die Person, deren Ueberwachung uns bis auf Widerruf obliegt, wie auch jene Adresse, unter welcher Sie die Ergebnisse unserer Nachforschungen entgegenzunehmen wünschen."

Daß alle Mittheilungen unter Mrs. J. Brown 31, postlagernd zu richten seien, eröffnete die verschleierte Dame ohne Weiteres, daß der Betreffende seine in Reade Street gelegene Office täglich um vier Uhr verlasse, räumte sie hierauf gleichfalls ein, daß er endlich den Namen F. Elton führe, sagte sie nach einigem Zögern auch noch, wiewohl ein bänglicher Seufzer sich ihrer Brust entrang, welchen jedoch der Sekretär galant genug war, nicht in sein Geheimbuch zu verzeichnen, wie das Uebrige. Er klappte es nun zu und begann neuerdings:

„Madame, ich werde Ihnen Nummer 16, einen unserer verläßlichsten Leute, zur Verfügung stellen, dessen eminenter Scharfsinn sich schon in mannigfaltiger Hinsicht erprobt hat .... ich möchte vorerst nur noch bemerken, daß wir außer der schon erwähnten Durchschnittsgebühr gewisse Ausgaben berechnen, welche sich nach der Natur des jeweiligen Falles und der Person unseres Vertrauten richten .... nun ist gerade Nummer 16 in seinen Ansprüchen, wie ich offen einräumen muß, etwas verwöhnt, aber dafür ist und bleibt er ein unerreicht tüchtiger Arbeiter, voll angeborenen Verständnisses und nie erlahmender Energie, für welchen wir jegliche Garantie übernehmen. Ganz nebenher sei noch bemerkt, Madame, daß wir an dem Brauche festhalten, für die voraussichtlichen Ausgaben unsrer Leute eine erste Abschlagszahlung in Empfang zu nehmen."

Die verschleierte Dame seufzte diesmal hörbarer als zuvor, obschon ihre Gedanken nicht mehr bei dem nun doppelt theuren Gatten weilten. Mit einer schmerzlichen Geberde ergriff sie nochmals ihr Portemonnaie und entnahm demselben eine Zwanzig-Dollar-Note, indem sie piquirt hinzufügte:

„Ich hoffe, es sind jetzt alle Formalitäten in dieser Richtung erfüllt."

„Gewiß Madame, es erübrigt nur noch, Nummer 16 von der ihn erwartenden Aufgabe zu verständigen."

Mit diesen Worten pustete der Sekretär in ein an der Wand befindliches Sprachrohr und rief äußerst vernehmlich hinein: Nummer 16, es ist Arbeit für Sie eingelaufen." Dann trat er wieder zur wartenden Kundin zurück und sagte: „Madame, Sie werden fortan täglich von den Ergebnissen unserer Bemühungen in Kenntniß gesetzt werden. Die uns genannte Person wird keinen Schritt thun, ohne sich der strengsten Ueberwachung entziehen zu können."

Nach dieser feierlichen Versicherung trat Mrs. Elton um Vieles erleichtert den Heimweg an. Jetzt sollte sie endlich die volle Wahrheit erfahren, wo ihr Gatte bis in die späte Nacht zu weilen pflegte! Es würde allerdings eine kostspielige Genugthuung sein, aber .... Und wenn er andererseits doch kein Treuloser wäre! Wenn das schöne Geld, welches für eine reizende Toilette hingereicht hätte, nun gar zum Fenster hinausgeworfen sein sollte! Nein, das wäre ja entsetzlich, sagte sich Mrs. Elton, das sei ja rein unmöglich, setzte sie zu ihrer eigenen Beruhigung rasch hinzu und suchte sich mit Fassung in die Lage der schmählich hintergangenen Frau zu finden. Allein ihre Stimmung blieb dennoch eine so erregte, daß selbst Mr. Elton bei dem gemeinschaftlichen Abendessen ein bischen stutzig wurde. Mehr als einmal ertappte er die Gattin, wie ihre Blicke lauernd auf ihn gerichtet waren, es konnte ihm schließlich nicht entgehen, daß seine Lebensgefährtin von einer fixen

Idee beherrscht wurde, und Mr. Elton empfand ein unabweisbares Bedürfniß, das erstbeste Thema anzuschlagen.

„Warst Du heute aus?" fragte er daher möglichst unbefangen.

„Ja", entgegnete sie zerstreut.

„Einkäufe besorgt?" forschte Mr. Elton weiter.

„Ich war bei der Putzmacherin."

„Du sagtest doch neulich, Du wolltest nicht mehr hingehen?" bemerkte der Eheherr erstaunt.

„Nun ja, ich hatte es ganz vergessen," gab Mrs. Elton befangen zurück und erröthete jählings.

„Seltsam!" meinte Mr. Elton sehr gedehnt.

„Das mag wohl sein .... übrigens frage ich Dich auch niemals, wo Du gewesen bist," entgegnete Mrs. Elton verletzt, worauf das Gespräch wiederum verstummte. Mr. Elton konnte jedoch nicht umhin, aus der gereizten Antwort seiner Frau bestimmte Folgerungen zu ziehen. Wie, wenn sein blindes Vertrauen mißbraucht würde und jene sogenannte bessere Hälfte ihn hinterginge? Das wäre entsetzlich! Freilich, sagte sich Mr. Elton ruhiger werdend, ist die Ehe ein Kontrakt, welcher erlischt, sobald einer der beiden Theile und insbesondere der andere den eingegangenen Verpflichtungen nicht mehr nachkommt. Wenn daher das Entsetzliche wahr sein sollte, fuhr Mr. Elton in stillem Brüten fort, dann war er ja überhaupt nicht mehr verheirathet! Mr. Elton fühlte

sich bei diesem Gedanken keineswegs so namenlos unglücklich, wie er im ersten Augenblick fürchtete, aber dafür empfand er doppelt peinlich, daß die Ungewißheit das schrecklichste aller Uebel sei, wie er es in so vielen Romanen vor dem Einschlafen gelesen hatte und nunmehr an sich selbst erproben konnte. Er sagte daher ganz plötzlich „Guten Abend" und stand vom Tische auf.

„Gehst Du in den Klub?" fragte seine Frau mit sichtlicher Spannung.

„Nein!" entgegnete Mr. Elton und zog sich mit einem letzten inquisitorischen Blick auf die Gattin in sein Zimmer zurück.

Dort angelangt versank er neuerdings in tiefes Nachdenken oder wenigstens ging er mit großen Schritten auf und ab und nahm schließlich eine Morgenzeitung zur Hand, um die Inserate einer raschen Durchsicht zu unterziehen. Halt, da war's ja schon! Mr. Elton las mit großer Befriedigung:

„Erste Internationale Detective-Association. Ueberwachung von Privatpersonen, unausbleiblicher Erfolg. Schnell, diskret und billig."

Mr. Elton machte ein vergnügtes Gesicht. Hierauf setzte er sich an den Schreibtisch, verfaßte einen Brief, welcher mit G. Miller und einer schlauen Adresse unterzeichnet war, und legte dem Schreiben einen Check bei, welchen er selbst in Zahlung erhalten

hatte. Als dies geschehen und das Couvert geklebt war, rief Mr. Elton begeistert:

„Ah, es geht nichts über den Fortschritt! Vor hundert Jahren wäre ein Mann in meiner Lage mit einem Schwerte bewaffnet nachgeschlichen und hätte sich entweder blamirt oder kompromittirt, während man heute blos ein paar Dollar zu zahlen braucht, Alles genauestens erfährt und dadurch entweder das eingebüßte Vertrauen wiedergewinnt oder die erforderliche Handhabe für die Scheidung erhält. O, es geht doch nichts über unsere praktischen Einrichtungen von heute!"

Nachdem Mr. Elton noch dem Geheimfache seines Schreibtisches eine Flasche Whisky entnommen und daraus einen tüchtigen Schluck gethan hatte, ging er ungemein befriedigt mit sich selbst und dem Zeitalter, in dem er geboren worden, zu Bette und schlief bald den Schlaf aller Gerechten.

* *
*

Es waren inzwischen mehrere Tage vergangen. Mr. Elton hüllte sich in kühle Zurückhaltung und schickte öfters an einen bestimmten Ort, wohin die von ihm erwarteten Verständigungen adressirt wurden. Vor der Hand beschränkten sich dieselben jedoch blos auf die Versicherung, daß seine Angelegenheit bestens wahrgenommen und der Erfolg gewiß nicht ausbleiben würde. Mrs. Elton hingegen gefiel sich in einer sanften Duldermiene und besorgte zahlreiche Einkäufe,

wobei sie stets auf dem Postamte vorsprach, um nach Briefen für Mrs. J. Brown zu fragen.

Ja, es wartete täglich ein solcher auf sie, doch waren diese Schriftstücke weit entfernt davon, ihren Erwartungen zu entsprechen. Da hieß es allemal: „Obschon unsere eifrigen Bemühungen in Ihrem Interesse bisher zu keinem bestimmten Ergebnisse geführt haben, lassen uns doch zahlreiche Nebenumstände einen baldigen Erfolg nach der gewünschten Richtung als unzweifelhaft erscheinen."

Die Erste Internationale Detective-Association schien jedenfalls ihrer Sache äußerst gewiß zu sein. Mrs. Elton war es weniger. Sie hatte Augenblicke vorübergehender Unruhe, wo sie an der Untreue ihres Gatten zu zweifeln begann, aber wie sollte sie sich andererseits sein nunmehr völlig verändertes Benehmen erklären? Er hatte ihr gegenüber seit mehreren Tagen eine so reservirte Haltung gezeigt und war doch wieder gar nicht feindselig! Mrs. Elton war sich nicht mehr klug genug, eine Erklärung für diesen offenen Widerspruch zu finden. Sie lag doch so nahe! Mr. Elton sah sich in seinen Befürchtungen durch die Erste Internationale Detective-Association getäuscht, welche einen neuerlichen Geldzuschuß verlangte und blos leere Vertröstungen gab. Ach, er kannte das von seinem Reisenden her! Ueberdies quälte ihn die Reue auch ein bischen. So kam es, daß Mr. Elton die Gattin am darauffolgenden

Sonntag durch seine ungewöhnlich gute Laune in Erstaunen setzte, welcher sich auch etwas wie abbittende Zärtlichkeit beigesellte, und schließlich machte er gar den Vorschlag, nach Coney Island zu fahren und sich am Treiben des Seebades zu ergötzen. Mrs. Elton, welche sich schon zur Hälfte als geschieden betrachtete, schien zwar ob dieses Vorhabens wie aus den Wolken gefallen, aber sie ließ sich trotzdem nicht zweimal bitten, sondern legte ein duftiges Kostüm an, wie es zur rosigen Laune des Eheherrn paßte, und dann trug beide das Dampfboot hinaus an den Meeresstrand. Es war eine reizende Fahrt. Die Beiden lachten und schäkerten, daß man sie für ein verliebtes Paar halten mußte. Freilich, der auffallend gesunde Appetit stimmte nicht damit überein. Man aß gebackene Austern und Clam-Chowder, und wenn nicht entsprechend dazu getrunken wurde, so unterblieb dies nur, weil Mr. Elten als bekannter Grundpfeiler seiner Kirche nicht wagte, den Tag des Herrn auf so offene Weise zu schänden. Er gedachte unwillkürlich seines stillen Schreibtischfaches daheim, und es überfiel ihn ein Anflug von Wehmuth, aber dessenungeachtet pries er laut die würzige Seeluft und fragte Mrs. Elton, ob sie es nicht für angezeigt halte, ein Zimmer im Hotel zu nehmen, da die Sonntagsboote auf der Rückfahrt so entsetzlich überfüllt seien. Sie war's zufrieden, nur wendete sie ein, daß man ihr Fernbleiben vom Abendgottesdienst übel

vermerken würde, zumal wenn es bekannt werden sollte, daß sie nicht nur den Tag, sondern auch die Nacht an einem Orte verbracht hatten, wo die Sabbatentheiligung so schwungvoll betrieben wurde.

„Well, — ich kann uns ja als Mr. und Mrs. Brown in das Fremdenbuch eintragen,“ meinte Mr. Elton schlagfertig, — „und dann ist der Sonntag überhaupt um Mitternacht zu Ende, so zwar, daß wir uns blos ein paar Stunden auf das Zimmer zurückzuziehen brauchen, um jegliches Aergerniß zu vermeiden.“

Mrs. Elton schaute bewundernd zu so viel kluger Frömmigkeit empor, und sie betraten nunmehr mit ruhigem Gewissen das Hotel, dessen Clerk das gewünschte Zimmer anwies und sich dann mit einem diskreten Lächeln zurückzog. Unauffällig wie dieser Vorgang war, fehlte es doch nicht an einem aufmerksamen Beobachter, welcher unbemerkt nachschlich und vergnügt schmunzelte, als sich die Thür hinter dem ruhebedürftigen Ehepaare schloß. Der Clerk schien den Mann zu kennen, denn er nickte ihm wenig erstaunt zu, wie er die Treppe hinab ging, und fragte:

„Schon wieder an der Arbeit, John?“

John zwinkerte hierauf mit dem rechten Auge, nahm den Clerk freundschaftlich unter den Arm und führte ihn an die Bar, wo er zwei Cocktails bestellte.

Alsdann wollte der Clerk traktiren, weil es die

Sitte so verlangt und weil es ihn nichts kostete, aber John sträubte sich mit dem Hinweise auf dringende Geschäfte und kehrte auf seinen Posten zurück. Er hatte denselben kaum erreicht, als Mr. Elton auf dem Flur erschien und der Terrasse zuschritt, um dort eine Cigarre zu rauchen, wie er seiner Frau angekündigt hatte. Zu diesem Behufe schlug sich Mr. Elton ziemlich seitwärts, wo es ganz menschenleer war, denn ein Pfeiler der Kirche raucht nie oder wenigstens nie, wenn es Jemand sieht. Sein Erstaunen war daher nur um so unliebsamer, als sich John dreist an ihn herandrängte und mit lässiger Impertinenz sagte:

„Mr. Elton, Sie sind ein verheiratheter Mann, der sich bisher des besten Rufes erfreute, und ich nehme daher an, daß Sie den Dienst, welchen ich Ihnen zu leisten vermag, gebührend belohnen werden."

„Welchen Dienst?"

„Ich werde keinen Gebrauch davon machen, daß Sie sich in Gesellschaft jenes Frauenzimmers —"

Weiter kam John nicht, denn Mr. Elton hatte sich bereits in Positur gestellt und griff den Beleidiger seiner Frau mit geballten Fäusten an. Seinem Gegner in der edlen Boxkunst weit überlegen, warf er John mit einem wohlgezielten Schlag zu Boden und hätte den begonnenen Meinungsaustausch fortgesetzt, wenn nicht gerade ein Hüter der öffentlichen Ruhe erschienen wäre, welcher sich mit geübtem

Blicke für Mr. Elton entschied und ihn für verhaftet erklärte.

„Er hat meine Frau insultirt," vertheidigte sich Mr. Elton erregt.

„Es ist gar nicht seine Frau," rief John schadenfroh und entfernte sich schleunig.

„Das können Sie vor dem Richter abmachen. Sie haben den Mann thätlich angegriffen und sich daher des Friedensbruches schuldig gemacht. Das Gesetz ist für Alle gleich," lautete der weise Ausspruch des Polizisten, dessen gewichtige Rechte sich gleichzeitig auf Mr. Eltons Schulter legte.

Mr. Elton verlor dessenungeachtet nicht die Fassung.

„Ich will blos nachsehen, ob ich nicht mein Geld verstreut habe," meinte er ruhig und holte aus seiner Westentasche ein Bündel Greenbacks, wobei er zufällig eine Zwanzig Dollar-Note fallen ließ. Der Polizist hob sie auf, behielt sie nachdenklich in der Hand und meinte:

„Ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen mit auf die Station. Das Gesetz ist leider für Alle gleich."

Mr. Elton wollte eben sein Geld wieder zu sich stecken, aber er entschloß sich rasch und ließ einen zweiten Greenback von derselben Schwere zu Boden fallen.

„Es ist mir nicht angenehm, denn ich wollte mit dem ersten Boote morgen früh zurück," sagte er und

machte eine halbe Bewegung, um sich zu bücken. Der Polizist war ihm jedoch schon zuvorgekommen.

„Das Gesetz ist zwar für Alle gleich, aber wenn Sie mit dem ersten Boote fahren wollen, dann ist es etwas Anderes . . . good by, Sir," schloß er mit seltener Einsicht für diesen im Gesetze unvorhergesehenen Fall, und Mr. Elton schlug unbehelligt den Rückweg nach dem Hotel ein, wo er von Mrs. Elton mit dem Vorwurfe empfangen wurde, daß seine Cigarre ihn ungebührlich lange aufgehalten hätte. Wohlweislich verschwieg Mr. Elton den peinlichen Zwischenfall, denn er konnte die Besorgniß nicht loswerden, daß dieses unliebsame Erlebniß in irgend welchem Zusammenhange mit seinem Auftrage zur heimlichen Ueberwachung von Mrs. Elton stehen müsse . . . und die gute Seele blickte ihn so arglos an, daß ihm recht schwül wurde und er sein begangenes Unrecht durch mancherlei liebevolle Zärtlichkeit gut zu machen suchte.

* *
*

Der Ausflug nach Coney Island hatte zwischen den Gatten ein besseres Einvernehmen herbeigeführt, und wenn Mrs. Elton am nächsten Tage wieder auf dem Postamte vorsprach, so geschah dies mehr aus Gewohnheit. Um so unerwarteter traf sie daher ein Brief der Ersten Internationalen Detective-Association, welcher besagte, daß es glücklich gelungen sei, unwiderlegbare Beweise für die Untreue des überwachten

Ehemannes zu erlangen, welche den Wunsch nach einer Scheidung hinlänglich rechtfertigten. Mrs. Elton war derart bestürzt, daß sie nicht einmal die fette Auslagen-Nota bemerkte, welche beilag, sondern mit fliegender Hast nach Hause eilte und den Wittwenschleier nebst Zubehör anlegte, welcher ihr das erwünschte Inkognito gewährte, um die Abscheulichkeiten ihres Gatten des Näheren zu erfahren.

„Ja, so sind diese treulosen Männer!“ dachte Mrs. Elton, eingedenk der liebevollen Blicke, welche Mr. Elton von den gebackenen Austern weg zu ihr emporgerichtet hatte, als sie am Meeresstrand gesessen hatten. „Er hat mir blos schön gethan, um mich zu täuschen, aber endlich gehen mir doch die Augen auf! Und nun soll es auch für immer aus sein!“

Mit diesem schmerzlichen Entschluß trat Mrs. Elton bei dem Sekretär der Ersten Internationalen Detective-Association ein und bat denselben, ihr alle näheren Umstände der Angelegenheit mitzutheilen.

„Gewiß,“ entgegnete der Sekretär bereitwillig, „nur gestatten Sie vorher noch eine Frage, Madame ... haben Sie in unsere Auslagen-Nota Einsicht genommen?“

Mrs. Elton nickte ungeduldig mit dem verschleierten Haupte.

„Dann erklären Sie sich auch damit einverstanden, und es erübrigt blos noch die Begleichung des Betrages von 71 Dollars 45 Cents ... es ist eigentlich

nur eine Formsache, aber wir halten an dem Usus fest, alle Eröffnungen nach der Abwickelung des geschäftlichen Theiles zu machen."

„Hier ist das Geld," rief Mrs. Elton, deren begreifliche Neugierde sich zusehends steigerte. „Nun möchte ich aber auch gern erfahren, was Sie mir sonst mitzutheilen haben!"

„Sehr wohl, Madame . . . also zur Sache! Mr. Elton wurde von unserem Vertrauensmann in Gesellschaft einer Dame betroffen. Er begab sich mit derselben in ein Hotel, schrieb sich unter einem falschen Namen ein, und es wurde durch ehrenhafte Zeugen festgestellt, daß die Thür verschlossen war. . . ."

„Wann?" hauchte Mrs. Elton.

„Gestern."

„Das ist nicht möglich."

„Madame, ich erlaube mir, durch Thatsachen zu widersprechen . . . hier ist die Momentaufnahme der beiden fraglichen Personen, wie dieselben das Hotel in Coney Island verließen," entgegnete der Sekretär ruhig und überreichte eine kleine Photographie.

„Aber . . ." rief Mrs. Elton bestürzt, ohne den Satz zu vervollständigen, denn sie erblickte das wohlgetroffene Bildniß ihres Mannes und sich selbst an seiner Seite!

„Wir werden Ihnen die Namen der Zeugen bekannt geben," wollte der Sekretär fortfahren, doch Mrs. Elton schnitt ihm das Wort ab, indem sie ihre

Aufregung vorschützte und sehr ruhebedürftig zu sein vorgab. Sie zog ihren Wittwenschleier fester und eilte freudig nach Hause, wo sie die Photographie in einem Kästchen verwahrte, welches auch andere Erinnerungen enthielt.

* * *

Denselben Abend zeigte sich Mr. Elton der Gattin gegenüber liebevoller denn je, sprach von den edlen Regungen des menschlichen Herzens und sagte schließlich in salbungsvollem Tone, ob sie auch wisse, daß Verzeihen Christenpflicht sei? Nach dieser gefühlvollen Einleitung ermannte sich Mr. Elton zu einem kühnen Entschlusse, indem er sagte:

„Ich möchte Dir etwas zeigen, liebe Jenny, aber Du mußt mir versprechen, nicht böse zu werden."

„Ich verzeihe Dir im Voraus, mein guter Fred," entgegnete Mrs. Elton gerührt.

Mr. Elton athmete auf, bekam aber dessenungeachtet einen rothen Kopf und zog schließlich eine kleine Photographie aus der Tasche.

„Du hast sie doch gefunden!" rief Mrs. Elton jetzt ganz außer sich.

„Gefunden? Nein, gefunden hab' ich sie gerade nicht."

„Spotte nicht! Verzeihe mir, theurer Fred, . . . die Eifersucht quält. . . ."

Ich verstehe nicht, denn das Bild gehört mir, und wenn es eben auch nicht Eifersucht war . . ."

„Ich bitte Dich, laß diesen ironischen Ton . . .“

„Wenn ich Dir jedoch mein Wort gebe, daß das Bild allen Ernstes mir gehört!“

„Wenn ich Dir aber sage, Fred, daß ich 71 Dollars 45 Cents dafür bezahlt habe!“

Diese Zahlen übten einen magischen Eindruck auf Mr. Elton aus. Er blickte seine Gattin lange in wortlosem Erstaunen an und sagte schließlich:

„Jetzt beginne ich zu verstehen.“

„Sag', daß Du mir verzeihen willst?“

„Zehn Dollars Grundtaxe?“ forschte Mr. Elton statt jeder Antwort.

„Ja, aber sieh, ich habe mich hinreißen lassen, weil Du . . .“

„Fünfunddreißig Dollars Durchschnittsgebühr?“

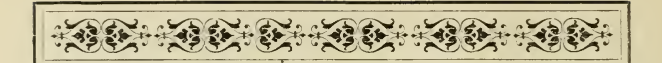
„Ich gebe es zu, aber nun sei wieder gut, theurer Fred!“

„Voraussichtliche Auslagen . . .“

„Zwanzig Dollars,“ schluchzte Mrs. Elton.

„Stimmt,“ erklärte Mr. Elton feierlich, indem er seine Frau auf die Stirn küßte und erläuternd hinzusetzte: „Wie Du siehst, ließ ich das gleiche Bild anfertigen, aber das nächste Mal wollen wir doch anderswo hingehen, um uns photographiren zu lassen.“





Die Schreibmaschine.

John Sparks war dem großen Publikum keine unbekannte Persönlichkeit. Unter der fettgedruckten Aufschrift: „Er kratzte zwanzig Jahre und noch länger" war sein Portrait in nahezu allen großen und kleinen Zeitungen erschienen, und darunter folgte seine persönliche Ansicht über eine gewisse Art von Blutreinigungspillen, welche er als eine großartige, einzig in der Geschichte der Medizin dastehende Erfindung pries, und dann kam zu guterletzt eine rührende Erzählung, wie er sein ganzes Leben unter einem beständigen Jucken der Haut zu leiden gehabt hatte, bis der Zufall ihm eines Tages dieses wunderbare Mittel in die Hand gespielt und er fortan gesund und glücklich war.

In Wirklichkeit verhielt sich die Sache etwas anders.

Sparks fuhr damals mit einem Kohlenwagen von Haus zu Haus durch die Straßen New-Yorks, und da mochte es wohl ganz zufällig geschehen, daß er sich am Rücken kratzte.

Ein ältlicher, feiner Herr beobachtete jedoch diesen Vorgang mit ungetheilter Aufmerksamkeit und trat schließlich an das stillstehende Fuhrwerk heran.

„Ich kenne dieses entsetzliche Jucken der Haut“, sagte er leutselig. „Nehmen Sie von diesen Pillen, und Sie werden ein anderer Mensch sein.“ Mit diesen Worten händigte er dem Kohlenmann ein zierliches Schächtelchen ein, nickte wohlwollend mit dem Kopfe und ging seiner Wege.

Etliche Tage später zog Sparks wieder mit seinem Kohlenwagen umher, als der ältliche, feine Herr ihm neuerdings begegnete und schon von Weitem rief:

„Nun, was halten Sie von meinen Pillen?“

„O, ich glaube, sie schaden nicht.“

„Und das Jucken der Haut ist wie weggeblasen, nicht so?“

„Das gerade nicht, aber es ist auch nicht stärker, und wenn nicht der verteufelte Kohlenstaub . . . . .“

„Sehen Sie, sehen Sie, wie meine Pillen auch bei Ihnen Wunder gewirkt haben! Bei Leibe, Sie sollen mir nichts dafür bezahlen“, fuhr der ältliche, feine Herr begeistert fort, wiewohl Sparks in dieser Hinsicht nicht die leiseste Absicht verrieth, „aber wenn Sie aus Dankbarkeit ein Paar Zeilen niederschreiben wollen, worin Sie erklären, daß meine Pillen . . . .“

Sparks maß den Mann mit erstaunten Blicken.

„Es ist ein großer Dienst, welchen Sie Ihren leidenden Mitmenschen erweisen“, sprach dieser salbungs-

voll und zog langsam eine Fünf-Dollarnote aus der Westentasche.

„Wie viel ist es?" fragte der Kohlenmann kurz und kniff das rechte Auge zu.

„Ja, mein Freund, das kommt darauf an ..... wenn Jemand so lange gelitten hat wie Sie ....." Sparks schmunzelte mit pfiffiger Unverschämtheit, und der Pillenerzeuger fragte in äußerst ungenirtem Tone: „Könnten Sie unter Umständen zwanzig Jahre lang gekratzt haben?"

„Gewiß, ich müßte eben sehr jung angefangen haben."

„Vortrefflich! — Nehmen Sie dies für ihren Zeitverlust und lassen Sie das Uebrige meine Sorge sein."

* *
*

Sparks war immerhin etwas betroffen, als er kurze Zeit darauf sein bescheidenes „Ich" in tausendfacher Vervielfältigung erblickte. Und erst die Beschreibung seiner entsetzlichen Leiden! Er war fast zu Thränen gerührt, und überdies konnte er jetzt manchmal nicht umhin, ein unausstehliches Jucken der Haut zu verspüren. Dies waren übrigens nicht die alleinigen Wirkungen der von ihm gepriesenen Blutreinigungspillen, sondern Sparks gelangte allmälig zu der Ansicht, daß es auf der Welt Kluge und Einfältige gäbe, und daß man ganz gut sein Fortkommen finden könne, ohne stets mit Kohlenstaub bedeckt zu sein.

Wie gesagt, er war nur noch mit halbem Kopfe bei seinen Kohlenkübeln. Er dachte viel nach, überlegte noch mehr, und als das Vertrauen in die Dummheit seiner Nebenmenschen bei ihm hinlänglich gefestigt war, beschloß er, einen kühnen Versuch zu machen. Sparks verkaufte demgemäß sein Kohlengeschäft und wendete sich einem Unternehmen von ungeheurer Tragweite zu. Es handelte sich um eine großartige Erfindung, deren Prioritätsrechte, wie es hieß, bereits für alle Staaten der Erde mit Ausnahme von Marokko gesichert waren. Das Sparks'sche Patent, welches in einem phosphoreszirenden Fliegenpapier bestand, bot den großen Vortheil, daß sich die Fliegen, ob ihrer ausgesprochenen Vorliebe für leuchtende Gegenstände, auch in der Dunkelheit fangen ließen und somit von dem Erfinder eine ungestörte Nachtruhe garantirt werden konnte. Trotz dieser unleugbaren Nützlichkeit bedurfte es dennoch eines äußerst findigen Kopfes, um dem neuen Artikel die Gunst des großen Publikums zu erobern, und Sparks sparte weder Schlauheit noch Druckerschwärze, um dieses Ziel zu erreichen. In allen Zeitungen tauchten seine Inserate auf, welche regelmäßig mit den Worten begannen: Tod! Keinen Pardon! Sie müssen sterben! Und hierauf folgte die grauenerregende Schilderung einer von Fliegen heimgesuchten Schlafstube. Sparks kannte sein Publikum. Er hatte nicht umsonst zwanzig Jahre lang gekratzt, und da es nun auf

eigene Rechnung ging, entwickelte seine Phantasie Bilder doppelt verwegener Art. Sparks war eben ein ausgesprochen dramatisches Talent, wie solches noch nie vorher im Dienste von irgend einem Fliegenpapier gestanden hatte, und wenn ihm die Inspiration eine glückliche Reklameidee eingab, dann lief er in aller Eile zu Miß Miller, um mit ihrer Hilfe das Kind seiner Muse zur Welt zu bringen, denn Sparks konnte nicht schreiben ..... Das war der schwarze Punkt in seinem Dasein, der gleich einer drohenden Wolke den Horizont seiner bisher so glücklichen Laufbahn verdüsterte.

* * *

Sparks war in äußerst gehobener Stimmung. Sein Fliegenpapier fand reißenden Absatz, und noch war nicht der große Trumpf ausgespielt, von welchem sich sein geschäftlicher Ehrgeiz einen noch weit größeren Aufschwung versprach. Hatte er bisher seine Leser durch Vorführung von Szenen der Fliegenverheerungen eingeschüchtert, so wollte er mit einem Male umsatteln und durch rührende Schilderungen ungestörten, häuslichen Glückes derart auf ihr Gemüth wirken, daß sie mit Thränen in den Augen nach seinem patentirten Fliegenpapier greifen würden! Ha, das war eine kapitale Idee!

„Und wenn nur Einer von Fünfzig hängen bleibt!“ dachte Sparks, während er den Eingang eines siebenstöckigen Geschäftshauses betrat und sich in dem Fahr-

stuhle niederließ — „Miß Miller in ihrer Office?“ fragte er gleichzeitig.

„Jeden Tag von neun bis fünf“, entgegnete der Schwarze, welcher das Vehikel auf- und abwärts dirigirte, und seltsam genug, hatte der Bursche diesmal nicht gelogen.

Miß Miller hielt ihre Office-Stunden sehr pünktlich ein. Sie war die glückliche Besitzerin einer Remington-Schreibmaschine, und ihre Gewandheit auf diesem Feld stand Jedermann gegen ein bestimmtes Entgelt zur Verfügung. Abgesehen von dem Umstande, daß Miß Millers Eltern Müller hießen, war nichts Bemerkenswerthes an ihrer Person. Sie hatte eine Stumpfnase und sah gern zum Fenster hinaus. Wenn ihr Blick manchmal das gegenüberliegende Haus streifte, fühlte sie stets ein anderes Augenpaar auf sich gerichtet, welches einem jungen Mann gehörte, der ein hungriges Aussehen und blos neun Dollars die Woche hatte, und züchtiglich wandte sie sich allemal wieder ihrer Schreibmaschine zu, während er seinen Herzenskummer in ein blauliniirtes Geschäftsbuch eintrug. Wie jedoch die Liebe nun einmal erfinderisch ist, trat der besagte junge Mann selbigen Tages bei Miß Miller ein und ersuchte sie, unter seinem Diktat einen Brief niederzuschreiben, welcher für ihn von größter Wichtigkeit sei. Dies sagte er in sichtbarer Aufregung. Miß Miller hingegen bewahrte eine kühle Berufsmiene, rückte ihren Stuhl

an die Schreibmaschine, tastete etliche Male spielend über die Klappen, wodurch sie kundgab, daß nunmehr Alles bereit sei, und der junge Mann begann:

„Geehrtes Fräulein!"

Miß Miller hatte die Aufschrift in einem Nu heruntergerasselt, und ihr Gegenüber diktirte mit schmachtender Betonung weiter: „Wiewohl ich nicht die Ehre hatte, Ihnen vorgestellt worden zu sein, so genügte doch Ihr Anblick, um in mir Gefühle wachzurufen, welche seither unumschränkt in meinem Herzen gebieten. Da auch Sie meine Blicke nicht ganz unbemerkt ließen, so erflehe ich von Ihnen das erlösende Wort, welches über meine künftige Seligkeit entscheiden und mir sagen soll, ob Sie das Loos eines Mannes theilen wollen, der Ihr Glück zur einzigen Aufgabe seines Lebens machen würde. Sprechen Sie dieses Wort aus und beglücken oder vernichten Sie damit Ihren Sie ewig liebenden —"

Der junge Mann hatte mit weinerlicher Stimme geendigt, und die Schreibmaschine gab einen kreischenden Ton von sich, als Miß Miller den fertiggestellten Brief hervorzog und ihn mit unnahbarer Kühlheit überreichte.

„Nun, mein Fräulein?" wagte der erfinderische Jüngling zu fragen.

„Eine Seite . . . . macht fünfzig Cents", entgegnete Miß Miller in so vollendeter Fassung, daß der junge Mann mit nervöser Hast einen Dollar aus der Tasche

zog und denselben blutenden Herzens auf das Pult legte. Miß Miller hingegen bedauerte lebhaft, daß sie kein Kleingeld hätte, und so wollte Jener wiederkommen, wie er mit einem vernichtenden Blicke sagte, aber als er der Thür zuschritt, packte es ihn noch einmal mit wildem Weh:

„O, Ihr Weiber", knirschte er. „Jetzt habe ich einen halben Dollar geopfert, und noch immer will sie nichts von mir wissen!"

Fast gleichzeitig trat Mr. Sparks mit einem seltsam verklärten Gesichtsausdrucke ein und begrüßte die Dame, indem er ausrief:

„Ich komme heute in einer wichtigen Angelegenheit zu Ihnen! Wollen Sie genau meine Worte zu Papier bringen, denn es handelt sich um viel, sehr viel für mich ..... verlieren Sie keine Silbe von dem, was ich Ihnen diktiren werde, und sagen Sie mir dann zum Schluß, ob Sie damit einverstanden sind, mein Fräulein."

Sparks sah Miß Miller dabei so freundlich an, seine Diamantknöpfe blinkten so eigenthümlich, daß die junge Dame von einer süßen Ahnung erfaßt wurde und sich mit siegesheiterem Lächeln an die Schreibmaschine setzte. Sparks ließ einen langen, prüfenden Blick auf ihr ruhen, und in seinem Kopfe tauchten Bilder auf, welche sein Blut in rascheren Umlauf setzten .... Er sah schon, wie jedes Auge, das auf seinem geplanten Inserate geruht, feucht wurde

und unzählige Hände nach seinem patentirten Fliegenpapier griffen. Miß Miller klapperte ungeduldig zum Zeichen des Beginnens, obschon sie recht wohl errieth, worauf das Ganze hinaus sollte, aber immerhin mußte er sich deutlicher erklären ..... dann ..... dann war sie ja gern bereit ..... Sparks ließ nicht auf sich warten und begann völlig im Geiste seiner ergreifenden Schilderung mit gerührter Stimme zu diktiren:

„Kennen Sie das Glück einer schönen, ungestörten Häuslichkeit? In der traulichen Stube ist die Familie versammelt, wohin das Auge blickt, überall peinliche Sauberkeit, und keine Fliege stört den tiefen, heiligen Frieden! Weshalb wollen Sie diesem Glück aus dem Wege gehen? O, lassen Sie mich den Wegweiser Ihres Glückes sein! Es kostet nur .....“

„Nur ein Wort und das lautet: Ja!“ kreischte jetzt Miß Miller, die nicht länger an sich halten konnte, jählings ihre Schreibmaschine verließ und Sparks schluchzend um den Hals fiel, indem sie rief: „Ja, wir wollen einander angehören für das ganze Leben!“

„Aber mein werthes Fräulein“, ächzte Sparks, während er sich aus ihrer krampfhaften Umarmung loszumachen suchte; „es war doch blos von meinem patentirten Fliegenpapier die Rede!“

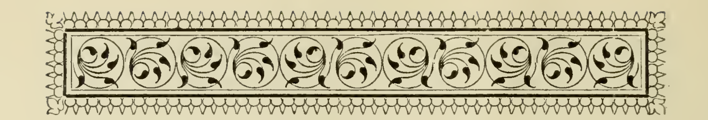
„Ach, wie sind doch gerade die bravsten Männer so schüchtern! Es braucht ja keiner weiteren Maske, da wir unsere beiderseitige Neigung kennen“, replizirte

Miß Miller schalkhaft und gab dem Widerstandslosen einen herzhaften Kuß. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und auf der Schwelle stand der verschmähte junge Mann, mit einem halben Dollar in der Hand und den Stachel der Eifersucht im Herzen. Miß Miller hatte trotz dieses unerwarteten Besuches ihre Fassung allsogleich wiedererlangt und sagte in freudiger Erregung: „Hier stelle ich Ihnen meinen Bräutigam Mr. Sparks vor ..... wir haben uns soeben verlobt.“

Und Sparks verneigte sich, weil ihm eigentlich sonst nichts übrig blieb, aber insgeheim dachte er:

„Oh Schmach! Daß ich an meinem eigenen Fliegenpapier hängen bleiben mußte!“





Unter Ehrenmännern.

In einer engen Straße der unteren Stadt betrieb Samuel Green sein Geschäft. Welcher Art dieses eigentlich sein mochte, darüber wußte Niemand genaueren Bescheid, denn er besaß kein wie immer geartetes Waarenlager, führte keine Bücher, nicht einmal eine Copirpresse war da, aber dessenungeachtet stand deutlich auf dem Schilde an der Thür in goldenen Lettern zu lesen: Office. Also mußte er spekuliren, sagten die Leute, wenn sie von seiner geschäftlichen Thätigkeit sprachen, und zwar mit viel Glück, denn Samuel Green nannte drei Tenementhäuser sein eigen, und dann sah man ihn jeden Sonnabend unfehlbar nach der Sparkasse gehen, um Geld niederzulegen, was wohl vermuthen ließ, daß sein Besitz in stetiger Zunahme begriffen war. Das konnte schließlich nicht anders sein. Samuel Green war ein rühriger Mann, das hätten ihm selbst seine Feinde nachsagen müssen, aber er hatte deren gar keine. Jedermann sah es gern, dieses biedere, Ver-

trauen einflößende, von einem grauen Barte umrahmte Antlitz. Und welchen Lebenswandel führte er! Höchst selten sah man ihn in einem Bierhause oder gar in einer Schnapsschenke, und an einem Sonntage, nein, da hätte er um keinen Preis der Welt einen Tropfen des höllischen Gebräues über die Lippen gebracht, vielmehr ging er an dem Tage des Herrn zweimal mit einem riesigen Gebetbuche zur Kirche und erbaute sich an den Predigten. Noch eine große Tugend besaß Samuel Green. Er war sparsam. So diente seine geschäftliche Lokalität ihm zugleich als Wohnung, wodurch die Ausgabe einer doppelten Miethe wegfiel. Die Office bestand nämlich aus zwei dürftig eingerichteten Zimmerchen, wovon eins mit einem Bette ausgestattet war, während das andere als Hauptmöbelstück einen Schreibtisch mit mehreren Schubladen aufwies. Es sah, mit einem Worte, recht ungemüthlich aus und sicherlich konnte Niemand in dieser Behausung besondere Schätze vermuthen, allein aller menschlichen Voraussicht zum Hohne sollte es anders kommen.

Eines Nachts schnarchte Samuel Green den Schlaf des Gerechten, — es war eines jener seltenen, höchst seltenen Male gewesen, daß er am Abende einen Schluck Bier und ein Gläschen Schnaps zu sich genommen hatte, als er durch ein Geräusch in dem anstoßenden Zimmerchen erwachte. Er rieb sich die Augen und gewahrte durch die halbgeöffnete Thüre

Jemanden, der sich in auffallender Weise an seinem Schreibtische zu schaffen machte. Samuel Green war ein besonnener Mann. Er schrie nicht um Hilfe, noch suchte er den Einbrecher auf andere Weise zu verscheuchen, sondern er blieb ruhig in seinem Bette liegen, und erst eine Weile später, nachdem sich der nächtliche Besuch entfernt hatte, stand Samuel Green auf, um den ihm erwachsenen Schaden festzustellen. Die sämmtlichen Schubladen des Schreibtisches waren erbrochen, doch was sich darin an Wäsche und sonstigen Effekten befunden, war unberührt geblieben. Nur etwas fehlte, ein kleines Packet, und dieser Umstand veranlaßte Samuel Green, so boshaft zu lächeln, wie dies bei Leuten, die kurz vorher ausgeraubt worden sind, höchst selten vorkommt.

„Muß morgen gleich zu Bondy gehen,“ murmelte Samuel Green und kroch wohlgemuth ins Bett, um seiner unterbrochenen Nachtruhe zu pflegen. Bondy war kein Untersuchungsrichter, wie man mit Recht annehmen sollte, sondern betrieb eine photolithographische Anstalt, welche zwar einen sehr geringen Kundenkreis besaß, aber dessenungeachtet ein schönes Stück Geld abwarf.

„Bondy,“ sagte Samuel Green den nächsten Morgen, als er dem Chef der photolithographischen Anstalt den zugedachten Besuch abstattete, „Sie müssen bald etwas liefern, denn ich bin durch diese dumme

Geschichte zum Nichtsthun verurtheilt, und Sie wissen, ich kann nicht ohne Arbeit leben."

Der Andere versprach, sein Möglichstes zu thun, und nachdem Samuel Green eine kleine Stärkung zu sich genommen hatte, kehrte er nach seiner Office zurück. Eine Weile später pochte man an der Thüre. Der Geschäftsmann schüttelte erstaunt den Kopf, denn Besuche zählten bei ihm zu den Seltenheiten.

„Herein!" rief er begierig.

Ein mit schäbiger Eleganz gekleideter junger Mann zeigte sich auf der Schwelle und trat grüßend näher.

„Mr. Samuel Green, nicht wahr?" fragte er höflich.

„Der bin ich," sagte der Geschäftsmann mit einem Anfluge von stolzem Selbstbewußtsein und strich über seinen grauen Bart. „Womit kann ich dienen, mein Herr?"

„Ich komme eigentlich in einer ganz privaten Angelegenheit," begann der junge Mann, „es handelt sich nämlich um den heute Nacht verübten Einbruchsdiebstahl, dessen Opfer Sie geworden sind."

„Ein Einbruchsdiebstahl, der bei mir verübt worden wäre!" rief Samuel erstaunt aus, ohne mit einer Wimper zu zucken. „Mein Herr, Sie sind in einem groben Irrthum befangen."

„Mit nichten, Mr. Green," versetzte der Andere nachdrücklich, „ich weiß davon aus zuverlässiger

Quelle. Ihr Schreibtisch dort ist erbrochen und daraus ein größerer Betrag Papiergeld entwendet worden. Stimmt das?"

„Nein, ganz und gar nicht," wehrte Samuel Green hartnäckig ab. „Ich habe meinen Schreibtisch eben geordnet und Alles vorgefunden; wenn also wirklich eingebrochen worden wäre, müßte ich das Fehlen des Geldes bemerkt haben. Das ist doch klar!"

„Ich kann nur wiederholen und nothwendigen Falls den Beweis dafür erbringen, daß der besagte Einbruchsdiebstahl bei Ihnen stattgefunden hat; Ihr Leugnen thut nichts zur Sache!"

„Das ist zu bunt," rief Samuel Green ungeduldig aus, aber im nächsten Augenblick hatte er wieder seine ruhige Besonnenheit erlangt und fragte: „Uebrigens, wer sind Sie eigentlich, mein Herr?"

„Ich . . . . nun sehen Sie, ich selbst bin die Person, welche bei Ihnen heute Nacht den Einbruch verübt hat," versetzte der junge Mann ruhig.

„Ah," machte Samuel Green verblüfft, und Sie haben, gelinde gesagt, die Unverfrorenheit, zu mir zu kommen?"

„Warum nicht?"

„Fürchten Sie denn nicht, daß ich Sie verhaften lassen könnte?"

„Das werden Sie sicherlich nicht thun, Mr. Green," und der Einbrecher lächelte siegesbewußt.

„Also, geben Sie jetzt doch zu, daß Sie bestohlen worden sind?“

„Junger Mann,“ versetzte Samuel Green salbungsvoll, „ich bin kein Mensch, der seinen Nächsten in das Verderben stürzen will. Gehen Sie Ihrer Wege und lassen wir die Sache auf sich beruhen!“

„Nein, so billig mache ich's nicht,“ weigerte sich der Andere energisch. „Sie müssen mir dreißig Dollars geben.“

„Sie sind ein Narr, meine Nachsicht derartig zu mißbrauchen,“ sprach Samuel Green entrüstet.

„Lassen Sie uns die Zeit nicht mit schönen Redensarten vergeuden. Hören Sie nur zu! Das Papiergeld, welches ich aus Ihrem Schreibtische entwendete, bestand durchweg aus Falsifikaten, mit deren Vertrieb Sie sich beschäftigen . . . . Sagen Sie nicht Nein, ich weiß Alles. Ich frage Sie daher, wollen Sie ein gütliches Abkommen treffen und mir dreißig Dollars in echten Scheinen zahlen?“

„Nein,“ versetzte Samuel Green gelassen.

„Natürlich würde ich Ihnen die Falsifikate zurückerstatten, denn ich besitze keinerlei Erfahrung in diesem Fache. Jeder in seinem Bereiche, ist meine Devise. Sie geben mir also dreißig Dollars in gutem Gelde und die Sache ist abgemacht.“

„Ich gebe Ihnen gar nichts,“ entgegnete der Andere kurz.

„Ueberlegen Sie wohl, Mr. Green, sonst zwingen Sie mich zum Aeußersten."

„Und das wäre?"

„Ich zeige mich selbst an, bei Mr. Samuel Green eingebrochen und ihm aus seiner Wohnung Geld entwendet zu haben. Der Spaß könnte Sie zwanzig Jahre Zuchthaus kosten, während ich im schlimmsten Falle wenige Jährchen riskire. Ich rechtfertige meine Handlungsweise mit drückender Nothlage, in welcher ich mich befunden habe, dazu noch der Umstand, daß ich mich selbst stellte . . . . vielleicht erfolgt sogar ein Freispruch."

„Ihr makelloses Vorleben kommt auch in Anschlag," scherzte Samuel Green. „Sie sind ein verteufelt schlauer Bursche, da nützt nichts . . . ich will Ihnen etwas sagen. Ich gebe Ihnen zwanzig Dollars keinen Cent mehr."

„Dreißig!"

„Nein, zwanzig!"

„Meinethalben, weil es das erste Geschäft ist."

Samuel Green ging zu dem Schreibtische, öffnete ein geheimes Fach, entnahm demselben eine Rolle Silber-Dollars und händigte sie dem Besucher ein, indem er sagte:

„Hartes Geld, damit Sie sicher sein können."

Absichtlich oder zufällig ließ der Einbrecher eins der Geldstücke auf den Boden fallen. Der Klang war dumpf.

„Zum Teufel, das ist auch falsch!“ rief er zornig.

„Ach ja, entschuldigen Sie, ich habe ganz vergessen, weil es ältere Muster sind, aber sehr schön gearbeitet, ganz unkenntlich, versichere ich Sie . .“

„Ich will gutes Geld,“ sagte der Einbrecher kurz.

„Das versteht sich,“ entgegnete Samuel Green und zog aus seiner Brieftasche zwei zehn Dollar-Noten.

„Dies sind gewiß auch Falsifikate, ich verstehe mich nicht darauf. Das Beste ist, wir gehen gemeinschaftlich in irgend ein Lokal und Sie lassen dort das Geld wechseln,“ schlug Mr. Green's neuer Geschäftsfreund vor, und so besuchten sie zusammen eine entlegene Bierwirthschaft und tranken mehrere Gläser des erfrischenden Nasses. Samuel Green bezahlte jedes Mal mit einer größeren Note und händigte den Rest seinem mißtrauischen Gläubiger ein. Als die schwebenden Geschäfte geschlichtet waren, schüttelten sich die Beiden die Hände, und Samuel Green sagte freundschaftlich:

„Junger Mann, ich habe Sie ob Ihrer Umsicht lieb gewonnen und würde gern sehen, wenn Sie sich an meinem Unternehmen betheiligen wollten. Sagen Sie Ihrer bisherigen Thätigkeit Lebewohl und widmen Sie sich einem Berufe, der mehr abwirft. Sehen Sie, in etlichen Minuten habe ich zwanzig Dollars verdient . . . .“

„Wie, das Geld,. das Sie wechseln ließen, war auch falsches?“

„Glauben Sie etwa, ich werde ihm echtes geben?“ versetzte Samuel Green aufbrausend, „das brauche ich ja für die Bank, um meine Ersparnisse zu sichern!“





Eine praktische Erfindung, dies Telephon!

Mr. Wood streckte sich in einem der bequemen Fauteuils seiner Office so behaglich, wie dies nur ein Millionär im Stande ist; dabei rauchte er eine Havanna-Cigarre, so dick und wohlriechend, wie solche nur für einen mehrfachen Millionär passend erscheint.

Bah, Mr. Wood konnte sich das leisten, wurde er doch zu den reichsten Männern der reichen Stadt Boston gezählt. Aber — und wie könnte das Dasein eines Millionärs ohne Aber sein — Mr. Wood ließ sich's nicht an den Floras finos und Superbos de Cuba genügen, sondern suchte noch anderweitig sein angehäuftes Geld los zu werden. Das war kein leichtes Stück Arbeit und verursachte dem Manne arges Kopfzerbrechen. Mr. Wood hatte neuerlich mit riesigem Glücke in Schweinefett spekulirt, und ein unaufhaltsamer Dollar-Regen ergoß sich über sein kahles Haupt. Er bewohnte eine Villa, etli cheM ilen von Boston entfernt. Diese war vollgepfropfte mit

Kostbarkeiten. Gobelins, deren jeder ein Vermögen kostete, zierten die Wände, und wieder darüber hingen moderne und antike Gemälde von hohem Werthe. Nicht minder hervorragend waren die Skulpturen, unter welchen insbesondere eine marmorne Venus blendete, welche Mr. Wood, wegen der mangelnden Toilette, mit orientalischen Geweben umhüllt hatte. Die gepolsterten Möbel vollends durften schön und kostbar genannt werden — die Stoffe waren nämlich auch auf der verkehrten Seite reich bestickt — daher auch den meisten Besuchern der Muth mangelte, sich darauf niederzulassen. Mr. Wood war ein äußerst kunstsinniger Mann. Er hatte erst in jüngster Zeit wieder einen ersten Meissonier angekauft, doch mußte derselbe wegen Raummangels in die Küche gehängt werden. Natürlich war damit das Erstehen von Kunstgegenständen zu Ende, und er mußte einen neuen Kanal suchen, um seine überfließenden Dollarquellen ableiten zu können. Da hatte er einen vortrefflichen Einfall gehabt.

„Eine direkte Telephonverbindung zwischen Villa und Office, das wäre eine prächtige Sache" — dachte der glückliche Schweinefettspekulant — „meine theure Gattin könnte mir dann durch den Fernsprechapparat mittheilen, wenn sie in die Oper oder das Konzert gehen wollte, ohne daß wir, wie bisher, derartige Wünsche schon des Morgens vor meinem Weggehen vereinbaren müßten."

Mr. Wood beglückwünschte sich selbst zu dieser schönen Idee und beauftragte in der Folge einen Unternehmer, dieselbe zur Ausführung zu bringen. Innerhalb kurzer Zeit war die telephonische Leitung vollendet. Die vornehmen Bostoner wurden grün vor Neid über dieses Ereigniß, Mr. Wood indeß roth vor Vergnügen, als er das erste Mal seine bessere Hälfte per Telephon befragen konnte, ob sie irgend einen Wunsch hege.

So weit waren die Dinge gediehen, als sich Mr. Wood, wie Eingangs erwähnt, behaglich in seinem Fauteuil streckte und darüber Betrachtungen anstellte, wie angenehm es auf dieser Welt ist, ein wenig Kleingeld zu besitzen. Da klingelte der Apparat und meldete, daß man in der Villa mit ihm zu sprechen wünschte.

Mr. Wood erhob sich und sagte halblaut:

„Sie will gewiß heute Abend den Rigoletto anhören."

Alsdann ergriff er das Sprachrohr und rief hinein:

„Was befiehlt mein Zuckertäubchen?"

Die Antwort ließ nicht auf sich warten.

„Entschuldigen Sie, ich bin nicht die Person, für welche Sie mich zu halten scheinen."

„Mit wem habe ich also das Vergnügen?" rief Mr. Wood.

„Smith, Einbrecher," kam es zurück.

„Ich verstehe wohl nicht recht, was Sie zuletzt sagten,“ entgegnete Mr. Wood einigermaßen erstaunt.

„Ich heiße Smith und bin Einbrecher,“ drang es jetzt ganz deutlich aus der Schallvorrichtung.

Mr. Wood wechselte die Farbe.

„Treiben Sie keine Späße und sagen Sie mir, was Sie wollen und wer Sie eigentlich sind“, telephonirte Mr. Wood mit großem Stimmaufwand.

„Es freut mich, daß Sie die Sache so spaßhaft auffassen. Hören Sie also zu. Ich bin mit meinen Leuten in Ihre Villa eingedrungen, habe Ihre Frau Gemahlin und die Dienerschaft geknebelt, somit ist, wie Sie sehen, Alles in meiner Gewalt. Hören Sie ruhig zu, denn es würde Ihnen blutwenig nützen, wollten Sie die Polizei in Kenntniß setzen. Sobald Sie sich zu einer Unbesonnenheit hinreißen lassen, das heißt, sobald Sie sich von dem telephonischen Apparate entfernen, steht Ihre Villa in Flammen. Ich habe in Ihren Salon mehrere Bündel Heu schaffen lassen und etwas Petroleum daran gegossen, so daß ein einfaches Zündholz genügt, um Ihnen den rothen Hahn auf's Dach zu setzen. Sie sehen, werther Mr. Wood, daß ich Sie ganz in meiner Gewalt habe.“

„Sie Unglücksmensch, Sie Mörder, Sie Räuber!“ brüllte Mr. Wood in die Sprachvorrichtung.

„Kommen wir zu unserer Angelegenheit. Ich benöthige 5000 Dollars, und wenn Sie geneigt sind, mir

diese Summe zu bezahlen, will ich gern auf das kleine Feuerwerk Verzicht leisten und Ihnen keinerlei Schaden zufügen."

„Sie ruiniren mich," entgegnete Mr. Wood, denn diese Phrase war ihm aus seiner Geschäftspraxis sehr geläufig.

„Mr. Wood, Sie scherzen. Sie müssen heillos viel verdient haben, denn Schweinefett ist außerordentlich fest."

„Ich kann nicht," stöhnte Mr. Wood in das Telephon hinein.

„Sie zwingen mich, eine schlechte That zu begehen. Ueberlegen Sie wohl, denn ich halte schon das Zündholz in Bereitschaft. Ja oder nein? Wollen Sie zahlen?

„Es sei denn," ächzte Mr. Wood.

„In wenigen Augenblicken wird sich meine Vertrauensperson in Ihrer Office einfinden. Sie werden die verabredete Summe auszahlen und hierauf das Schlagwort erfahren, welches Sie mir telephonisch übermitteln, damit ich von der Abwickelung unseres Geschäftes überzeugt sein kann. Ich mache Sie noch darauf aufmerksam, daß wir keinen Check annehmen können. Es ist Punkt vier Uhr. Eben ist meine Vertrauensperson in Ihre Office eingetreten."

Mr. Wood wandte sich unwillkürlich um. Zu seiner größten Bestürzung wurde er eines tadellos gekleideten Herrn ansichtig. Dieser sagte in trockenem

Geschäftstone: Ich habe für Rechnung des Mr. Smith 5000 Dollars einzukassiren."

„Gewiß," stotterte Mr. Wood, dem der Schreck in die Glieder gefahren war, und holte eilfertig ein Bündel Banknoten aus dem Geldschranke, das er dem Fremden vorzählte, und welches dieser würdevoll zu sich steckte.

„Können Sie mir mit einer guten Cigarre aufwarten?" fragte die Vertrauensperson von Mr. Smith leutselig.

„Sehr gern," entgegnete Mr. Wood unruhig, indem er dem Anderen seine Cigarrentasche reichte, „aber wollten Sie mir jetzt nicht gefälligst das Schlagwort mittheilen?"

„Thue recht und scheue Niemand. An Bord Alles wohl," sprach der Fremde gelassen und verließ mit einem leichten Kopfnicken Mr. Wood, der einigermaßen verblüfft zu dem telephonischen Apparat eilte und hineinrief:

„Thue recht und scheue Niemand. An Bord Alles wohl. Aber jetzt bitte ich Sie, werther Mr. Smith, sich gütigst entfernen zu wollen. Das Heu können Sie immerhin im Salon liegen lassen, und was meine Frau anbelangt ...."

„Ihr wird kein Haar gekrümmt werden. Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß ich ein Gentleman bin!"

Mr. Wood athmete um 5000 Dollars erleichtert auf.

* * *

Noch nie zuvor hatte Mr. Wood den Heimweg so schweren Herzens zurückgelegt, als jetzt, da er sich dazu verurteilt sah, ruhig in seiner Equipage zu sitzen, während die Flammen bereits die Villa zerstören mochten und seine bessere Hälfte....

Seine Frau geknebelt! Mr. Wood hielt sich bei diesem Gedanken die Hände vor das Antlitz. Dann blickte er sehr bekümmert vor sich hin. Eine schreckliche Ahnung erfüllte seine Seele. Wenn die Damastmöbel durch das Petroleum gelitten hätten, welches jener eigenthümliche Gentleman aufgegossen hatte!

Eine peinigende Ungewißheit ließ ihn jeden Augenblick den Sitz in seiner Equipage wechseln, und stets von Neuem befahl er dem Kutscher, so rasch wie nur möglich zu fahren. Endlich hielten die dampfenden Pferde vor dem Eingang der Villa, welche sich friedlich den Blicken ihres Besitzers darbot. Jedenfalls war das Feuer noch zu unterdrücken.

Mr. Wood stürmte hastig in die Gemächer seiner Gattin, die er auf einer Chaiselongue ausgestreckt fand. Sie war keine hübsche Frau, in der Hand hielt sie einen französischen Roman, dessen 625. Seite sie eben zu lesen im Begriffe stand, und, unangenehm berührt durch die Unterbrechung, ließ sie ihre nichtssagenden Blicke auf dem eintretenden Gatten haften. Dieser warf sich mit theatralischer Verwegenheit seiner Ehehälfte an den kaum nennenswerthen Busen und versuchte zu schluchzen.

„Was Du gelitten haben magst, armes Täubchen!“ rief er ein über das andere Mal.

Mrs. Wood sah ihren Gatten mit erstaunten Blicken an und preßte endlich mühsam hervor: „Also ist Schweinefett flau!“

„Lasse doch das Schweinefett bei Seite,“ entgegnete Mr. Wood ärgerlich, „sage mir lieber, ob die Kerle nicht doch Feuer gelegt haben!“

„Armer Mann,“ schluchzte Mrs. Wood mit würdigem Anstande, „Du hast gewiß schreckliche Verluste erlitten!“

„Was scheere ich mich um diese lumpigen 5000 Dollars, aber wissen möchte ich, wer eigentlich der Kerl war.“

„Wer denn, Du mein gütiger Himmel?“

„Nun, der Einbrecher!“ schrie Mr. Wood ungeduldig.

„Doch nicht bei uns!“ entgegnete die Ehefrau nicht minder gereizt.

„Aber der Kerl hat Dich doch geknebelt!“

„Mich? Du bist wohl nicht recht gescheidt!“ rief Mrs. Wood entrüstet und versuchte zu erröthen.

„Ich verliere in der That den Verstand! Erzähle mir also, was sich seit meiner Abwesenheit zugetragen hat, ich bitte Dich darum!“ flehte Mr. Wood.

„Gar nichts hat sich zugetragen, ausgenommen, daß ein gewisser Mr. Smith ....“

„Ganz richtig und weiter?“ schaltete Mr. Wood begierig ein.

„Daß ein gewisser Mr. Smith, ein sehr artiger, junger Mann ....“

„Ja, das ist er, nur weiter, wenn ich bitten darf,“ drängte Mr. Wood.

„In sehr angenehmen Formen sich mir vorstellte und mich um die Erlaubniß bat, Dir eine geschäftliche Mittheilung per Telephon machen zu dürfen.“

„Und er hat Dich nicht geknebelt und kein Heu in den Salon geschleppt?“

„Warum hätte er mich denn knebeln sollen, und weshalb hätte er gar Heu in unseren Salon schleppen sollen?“

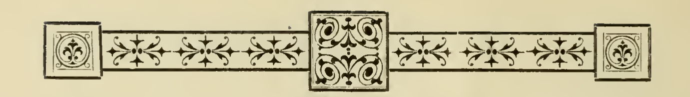
„Das Warum ist hier gleichgültig, aber er wird doch etwas gesagt haben?“

„Gewiß, er meinte unter Anderem, daß das Telephon eine große Bequemlichkeit wäre.“

„Oh,“ sagte Wood und vergaß ganz und gar den halbgeöffneten Mund zu schließen.

Offenbar war ihm ein Licht aufgegangen.





Das Heirathsinserat.

Mr. Smarty nahm die zweipfundschwere Sonntagsnummer des amerikanischen Weltblattes zur Hand, durchblätterte sie zerstreut und plötzlich blieben seine Blicke an einer besonderen Stelle haften. Da stand schwarz auf weiß vor ihm das folgende Inserat:

„Eine gebildete Wittwe im Besitze von 50 000 Dollars wünscht behufs Ehe die Bekanntschaft eines gleich situirten Herrn zu machen. Zuschriften erbeten unter: Glück 30."

Eigentlich hatte Mr. Smarty bis dahin sehr wenig von der Ehe im Allgemeinen gehalten, denn es ist wohl wahr, daß getheilte Freude doppelte Freude bedeutet und so mochte es seinem Dafürhalten ja mit vielen anderen Dingen auch noch gehen, aber gewiß nicht mit dem lieben Gelde, das durch irgendwelche Theilung weniger wird und in seinem besonderen Falle hatte er schon mit dem Ganzen wenig genug, um wie viel weniger genug hätte er erst mit der

Hälfte gehabt! Kurz und gut, er war auf dem Wege ein verknöcherter Junggeselle zu bleiben, als der Zufall jene Anzeige in seine Hand spielte und ihm einen ungeahnten Einblick in die Trefflichkeit der ehelichen Einrichtung eröffnete. Unwillkürlich nahm Mr. Smarty den Bleistift zur Hand und berechnete, welches Erträgniß 50 000 Dollars im Jahre liefern würden. Bei kluger Anlage mußten sie ein rundes Sümmchen geben und dabei fiel ihm das schöne Bibelwort ein, daß der Mensch nicht allein bleiben solle. Er zögerte deshalb auch nicht länger. Fest entschlossen, das Glück beim Schopfe zu fassen ergriff er einen Bogen Briefpapier und begann: „Unschätzbarste aller Frauen!“ doch strich er diese Aufschrift nach reiflicher Ueberlegung durch und setzte ein einfaches „Madame“ an deren Stelle, worauf er seine Wenigkeit und alle ihr anhaftenden Tugenden in den glühendsten Farben schilderte, um schließlich ein so prächtiges Bild von seiner pekuniären Lage zu entwerfen, daß sich die Feder fortgesetzt sträubte und er sie gegen eine härtere umtauschen mußte. Zum Schlusse wollte er noch als post scriptum hinzufügen: „Lebensglück garantirt, sonst wird das Geld zurückerstattet“, aber dann ließ er es doch dabei bewenden und schloß den Brief ohne Nachschrift. Dafür trug er ihn schleunigst nach dem Briefkasten und warf ihn hinein.

Als sich die Klappe über Mr. Smarty's ver-

wegener That geschlossen hatte, wurde ihm allerdings etwas schwül zu Muthe und die haarsträubenden Uebertreibungen, deren er sich schuldig gemacht hatte, erzeugten ihm ein heftiges Drücken in der Herzgegend, aber andrerseits . . . . war er nicht gezwungen gewesen, sich einer Wittwe mit 50 000 Dollars in einem schriftlichen Vergrößerungsglase zu präsentiren? Nun folgten vierundzwanzig Stunden peinigender Aufregung, welche der Heirathslustige dadurch zu kürzen suchte, daß er nach dem Beispiele Gretchens seine Westenknöpfe befragte: Wird sie schreiben, wird sie nicht schreiben? Leider war der unterste Knopf, der darauf deutete, daß sie schreiben würde, abgerissen. Sollte dies ein schlimmes Zeichen sein? Um so größer war natürlich seine Freude, als der sehnlichst erwartete Brief eintraf und ihm außer dem Namen seiner Zukünftigen auch deren Wohnort verrieth, was er beides als süßes Geheimniß in die Brusttasche schob. „Kommen Sie morgen bestimmt zwischen 4 und 5 Nachmittag", hieß es mit violetter Tinte, die seine Lippen gleichfalls violett färbte, als er die entscheidenden Worte leidenschaftlich küßte.

Mr. Smarty's begreifliche Aufregung war aber deshalb doch um nichts geringer geworden. Sein armer Kopf konnte es noch immer nicht ganz fassen, wie er so unerwartet zu einer reichen Frau gekommen war, wodurch sein ganzes Leben eine vermehrte und verbesserte Auflage erleiden mußte! Daß die

Heirathsangelegenheit noch nicht vollkommen entschieden war, daran dachte er nicht im entferntesten, denn was ihn betraf, wäre er sogar schon zu einer Hochzeitsreise nach dem Niagarafalle oder einem ähnlichen Aufenthalte für Honigmondsüchtige bereit gewesen, und die Männer sind, wie man ja zur Genüge weiß, ganz abscheuliche Egoisten. Mit seiner bevorstehenden besseren Hälfte hatten sich Mr. Smarty's Gedanken nämlich noch gar nicht befaßt, dafür erschien sie ihm im Traume, als er zu Bett gegangen war und schleppte ihre ganze Mitgift in Ein-Dollar-Scheinen ihm zu und dabei schwitzte sie ganz erbärmlich, die Göttliche!

Tags darauf begann Mr. Smarty schon frühzeitig mit seiner Toilette, denn er wollte auch äußerlich der goldenen Fesseln würdig erscheinen, welche ihn in Bälde an jenes ihm bereits so werthvolle Wesen binden sollten. Er putzte also die Schuhe, bürstete Rock und Hut aus und legte endlich noch einen frischen Halskragen an, wodurch sein Aussehen so verändert wurde, daß er Mühe hatte, sich im Spiegel wiederzuerkennen. Punkt elf Uhr war Mr. Smarty gestiefelt und gespornt, wie man zu sagen pflegt, und da das vereinbarte Stelldichein erst um die vierte Nachmittagsstunde stattfinden sollte, blieb ihm noch hinlängliche Zeit, einen Schlachtplan auszuhecken, der ihm die feindliche Festung, respektive die Wittwe und deren Kriegskasse ausliefern würde. Nur

eine Frage hatte er mit sich noch nicht in's Reine gebracht. Sollte er das Bombardement damit beginnen, daß er seine glänzende geschäftliche Stellung in's Treffen führte, oder mit dem leidenschaftlichen Tenor unbezähmbarer Liebesgluth vorrücken? Dementsprechend stemmte er den rechten Zeigefinger gegen die Nasenspitze, was bekanntlich der sichtbare Ausdruck für Ueberlegung ist, und obgleich er eigentlich ganz umsonst nachgedacht hatte, war es mittlerweile doch so spät geworden, daß er sich auf den Weg machen konnte, denn bei vollen 50 000 Dollars kann der Mensch nicht vorsichtig genug sein und er zog selbst ungewöhnliche Vorfälle, wie Straßenabsperrung wegen verheerender Feuersbrunst in sein Kalkül. Leider verbietet es die Diskretion, Näheres über den Wohnort jener Dame mitzutheilen, doch wenn gesagt wird, daß ihre Domäne an der Westseite von New-York ungefähr zwischen der zwanzigsten und achtzigsten Straße gelegen war, so wird der geneigte Leser annähernd wissen, wo Mr. Smarty's Herz mit wuchtigen Schlägen zu hämmern begann. Als er die Glocke des eleganten Braunsteinhauses zog, fühlte er es sogar schon dort, wo es in der Regel nicht zu sitzen pflegt, nämlich das Herz. Ein sauber gekleidetes Mädchen nahm seine Karte entgegen, verschwand, kam wieder und hieß ihn in den Parlor treten. Das Licht war sehr gedämpft, doch verrieth ihm der erste

Blick einen dicken Gegenstand in einem Schaukelstuhle, den er auf rund fünfzig Jahre schätzte.

Tausend Dollars für jedes Jahr, rechnete Mr. Smarty in aller Eile aus und räusperte sich, um seine Anrede zu beginnen:

„Madame, die Angelegenheit . . . .“

„Nehmen Sie Platz,“ unterbrach ihn ein kräftiger Baß, „wir werden gleich davon sprechen.“

Mr. Smarty hatte sich die Stimme seiner Zukünftigen allerdings etwas lieblicher vorgestellt, aber dafür war die Einrichtung des Parlors äußerst prächtig und er beschloß daher, nicht sein fehlendes Vermögen, sondern seine ungemeine Herzensgüte als Trumpf auszuspielen.

„Madame,“ begann er neuerdings und zwar in seinem besten Sonntags-Englisch, „gestatten Sie, daß ich damit beginne, Ihnen auseinanderzusetzen, daß ich bereits seit Langem nach dem Glücke der Ehe schmachte —“

„Das verstehe ich sehr wohl,“ schaltete die Wittwe mit einem verständnißinnigen Blicke ein.

„Und obgleich ich stets mein reichliches Auskommen hatte — hier wurde seine Stimme etwas unsicher — dasselbe sogar gerade jetzt durch unerwartet günstige Geschäftskonjunkturen eine derartige Steigerung erfahren dürfte, daß ich als einzelner Mann nichts mehr damit anzufangen wissen werde, scheiterte mein sehnlichstes Verlangen nach einer Lebensgefährtin

fortgesetzt an meiner unüberwindlichen Schüchternheit, denn ich mußte mich fragen, was ich einem schönen und jungen Wesen — hier vermied er es, sein Gegenüber anzublicken — im Austausche seiner Reize zu bieten hätte . . . .“

„Sie sind sicherlich zu bescheiden,“ suchte die Dame Mr. Smarty zu ermuthigen, aber dieser wollte nichts davon wissen, sondern fuhr mit wahrem Feuereifer in seiner Selbstvernichtung fort:

„Werfen Sie blos einen Blick auf meine trostlose Wenigkeit und sagen Sie mir, ob es jemals möglich wäre, daß Ihr begreifliches Mißfallen einer sanfteren Regung Platz machen könnte . . . . oh, Madame, in jener Anzeige war von einem größeren Vermögen Ihrerseits die Rede, aber seien Sie überzeugt, daß Geld in meinen Augen keinerlei Rolle spielt, ja daß ich dasselbe geradezu in diesem Falle als ein Hinderniß meines Lebensglückes betrachte. . . .“ Bei der letzten Wendung warf ihm die Wittwe einen dankbaren Blick zu und er dachte bei sich: „Ah, jetzt heißt es den Trumpf ausspielen.“ So fuhr er denn mit bewegter Stimme fort: „Ich hoffe, Madame, daß Sie mir das Glück zutheil werden lassen, Sie nun öfters besuchen zu dürfen, und daß es mir allmählich gelingen möge, Sie von der Selbstlosigkeit meiner Huldigung zu überzeugen. . . .“ Nunmehr ließ Mr. Smarty eine kurze Kunstpause eintreten, und indem er den Schimmer einer Thräne hervorzupressen suchte, rief

er mit leidenschaftlichem Pathos: „Oh, Madame, werfen Sie den elenden Mammon von sich, damit ich Sie um Ihrer selbst Willen lieben darf!“

Nach diesem verwegenen Coup, durch welchen Mr. Smarty das Spiel gewonnen zu haben glaubte, hielt er inne, denn nun war es geboten, die Besitzerin der 50 000 Dollars sprechen zu lassen. Das that sie denn auch und dabei geizte sie keineswegs mit liebevollen Blicken, welche ihm verhießen, daß er diesmal oder niemals siegen würde.

„Mein Herr“ — begann sie nicht ohne Rührung — „ich bin Ihnen so unendlich dankbar für Ihre Aufrichtigkeit, daß ich dieselbe nur durch gleiche Aufrichtigkeit vergelten kann .... Sie werden mir stets ein lieber Besuch sein und obgleich es mir nicht vergönnt ist, Sie für die Folge hier zu empfangen, da dies das Haus meiner Freundin ist ....“

„Das Haus Ihrer Freundin!“ wiederholte Mr. Smarty nicht eben angenehm überrascht und jetzt bemerkte er erst, daß die Dame ihm gegenüber nicht nur alt, sondern auch gar nicht hübsch, ja eher ausnehmend häßlich war. Er tröstete sich allerdings gleich wieder mit ihrem stattlichen Vermögen und sagte deshalb: „Madame, ich deute dies als die Caprice einer reichen Frau.“

„Mein Herr, ich darf ja mit Ihnen, der Sie das Geld so gering schätzen, doppelt aufrichtig sein ... so hören Sie denn, werther Freund, das Ver-

mögen, von dem in meiner Anzeige die Rede war, besteht nicht in flüssigem Gelde, sondern in . . ."

„Sondern in?" fragte er gespannt.

„Sondern in einem Schadenersatz = Processe, der allerdings zu meinen Gunsten entschieden werden müßte . . ."

„Ein Schadenersatz=Proceß", lautete die unwillige Wiederholung.

Ganz richtig, der, wie gesagt, zu meinen Gunsten entschieden werden müßte . . . . mein Seliger hatte nämlich das Unglück, sein Leben bei einem Zusammenstoße auf der Erie=Lake=Bahn einzubüßen, und ich verklagte die Gesellschaft auf 50 000 Dollars."

„Ah!" sagte Mr. Smarty, und besaß in diesem Augenblicke eine auffallende Aehnlichkeit mit einem begossenen Pudel.

„Die Summe wäre mir auch bereits zugesprochen worden, wenn man nicht die Rechtsgiltigkeit unseres langjährigen Zusammenlebens angefochten hätte . . . . und Ihnen, werther Freund, der Sie mir mit so viel Aufrichtigkeit, mit so viel Selbstlosigkeit entgegengekommen sind, darf ich es sagen . . . wir waren eigentlich nicht getraut, obgleich wir uns zärtlicher liebten, als je zwei Eheleute . . . ."

„Sie sind also auch keine Wittwe?" fragte Mr. Smarty erbost über diese fortgesetzten unangenehmen Enthüllungen, und setzte hinzu: „Ebenso wenig, wie Sie 50 000 Dollars haben?"

„Weshalb sollte ich es Ihnen verschweigen, der Sie mich nur um meinerselbst Willen lieben wollen?" meinte die unerträgliche Alte mit verliebten Augen.

„Gewiß," versetzte er anscheinend ruhig, obgleich es in ihm kochte, „aber nachdem ich so viel erfahren habe, was nicht wahr ist, wollen Sie mir nicht vielleicht mittheilen, was an jenem Inserate eigentlich wahr ist?"

„Daß ich heirathen möchte, mein Herr, und Sie?" entgegnete sie so neckisch, daß Einem die Gänsehaut überlief.

„Daß ich nicht heirathen möchte, wenigstens vorderhand nicht, Madame," sagte Mr. Smarty, und empfahl sich schleunigst.



Druck von A. Klarbaum, Berlin SO., Reichenbergerstraße 151



Umschlagdruck von Gregor Hornberg, Berlin SW., Hollmannstr. 16.